

Alexander Kern

ERINNERUNGEN

5. Teil

**1945–1946
Kriegsgefangenschaft**



Deutscher POW, Belgien September 1944

 **POW** 

ALEXANDER KERN

**Amerikanische Gefangenenummer
US Army 31G P.W.I.B 1362800**

**Englische Gefangenenummer
A547280**

**In Gefangenschaft vom 9. März 1945
bis 3. März 1946**

**„Wer spricht von Siegen?
Übersteht alles.“**
Rilke



**Für meinen lieben Christoph,
den Initiator dieser Aufzeichnungen,
zum 19. Dezember 1986**

Angefangen 5. Juli 1986
Beendet 2. Dezember 1986

Inhalt

	Seite		
Andreas Kern: Zu diesem Text	4	28. Februar 1946	Fahrt nach Nordhorn (hol- ländische Grenze) 92
Abkürzungen	5	3. März 1946	Entlassung in Nordhorn 92
Alexander Kern: Stationen meiner Gefangenschaft		6. März 1946	Ankunft bei Maria in Bad Bramstedt/Holstein 93
8. März 1945	6		Briefe 1945–1946 86
Die Nacht vor der Gefan- gennahme			Das Kalenderblatt 1945 97
9. März 1945	14		Gedanken eines Gefangenen, dessen Land den Krieg verloren hat 99
Die Gefangennahme – Nür- burgring-Hotel			Kriegstagebücher 1939–45 117
13. März 1945	21		Die Suche nach den Kriegstagebüchern in der Eifel 119
Lager Müllenbach/Eifel			
14. März 1945	23		
Trier – Stenay – Russenbe- cher			
29. März 1945	28		
Stammlager Rennes in der Bretagne/Frankreich			
12. Juni 1945	52		
Sammellager Rheinberg bei Wesel			
3. Juli 1945	71		
Stammlager Edingen (Enghien)/Belgien			
27. September 1945	76		
Stammlager Waterloo – La Hulpe/Belgien			
		Anhang	
		Ein Patenbrief – 18. März 1962	132
		Kriegsdienst-Verweigerung vor dem Prüfungsaus- schuß	
		a) Meine Referenz vom 25. Oktober 1978	137
		b) Andreas' Begründung vom 21. Oktober 1978	138
		Liste der Kriegskameraden (identisch mit der Liste in den Kriegserinnerungen)	140

Zu diesem Text

Die ersten beiden Kapitel über die Gefangennahme sowie das spätere Kapitel „Stalag Waterloo – La Hulpe“ schrieb Alexander Kern 1949 im Zusammenhang mit seinen Kriegserinnerungen nieder. Diese sind als Teil 4 bereits veröffentlicht, doch darin habe ich die genannten Kapitel ausgelassen.

1986 ließ er sich von Sohn Christoph anregen, die Erinnerungen an die Gefangenschaft 1945–46 erheblich zu erweitern: Die oben erwähnten Kapitel bildeten den Ausgangspunkt und wurden ergänzt; alle weitere Episoden hielt Kern zunächst in einer umfangreichen Materialsammlung fest. Was er davon nicht in das handschriftliche Manuskript vom Dezember 1986 übernahm, ist teilweise durchaus aufschlussreich. Vor allem bieten auch diese Auslassungen / verworfenen Einzelheiten viele zusätzliche Informationen. Ich habe also die Materialsammlung mit der Reinschrift abgeglichen und die von Kern nicht verwendeten Textteile als manchmal sehr ausführliche Fußnoten ergänzt. So bleibt die Einheit des von Alexander Kern gestalteten Textes dennoch gewahrt.

Weder in Bezug auf die Kriegserinnerungen noch in diesem Abschnitt will ich eingehend versuchen, über Alexander Kerns politische Haltung während des Krieges zu spekulieren. Die erhaltenen Briefe und Tagebucheintragungen aus jener Zeit lassen (im Gegensatz zu den nach dem Krieg formulierten Erinnerungen) eine regimekonforme Diktion erkennen. Die meisten Schreiber haben damals sicher Selbstzensur geübt, weil sie damit rechnen mussten, dass lesende Nazi-Befürworter kritische Äußerungen denunziert hätten. (Indirekt wird das bestätigt durch die Geheimschrift, die Kern für brisante Passagen seines Tagebuchs entwickelte – siehe Seite 117.)

Festzuhalten ist, dass Alexander Kern als vehementer Pazifist aus dem Krieg heimkehrte, und als solcher will er seine Erinnerungen auch verstanden wissen. Das wird überdeutlich in den Anti-Kriegszitaten, die er in dem Abschnitt „Gedanken eines Gefangenen“ (Seite 99) gesammelt hat. Auch seine Unterstützung der Kriegsdienstverweigerung im Anhang ist unmissverständlich in der Aussage, die er an den Schluss der Aufzeichnungen stellt.

6. Januar 2017
(Alexander Kerns 106. Geburtstag)

Andreas Kern

Verwendete Abkürzungen

AK	Armeekorps	K. Z.	Kriegszahnarzt
Ari	Artillerie	MG	Maschinengewehr
EK	Eisernes Kreuz, Kriegsverdienstkreuz – militärische Auszeichnung	MP	Maschinenpistole
Esak	Evangelische Sünden-Abwehr-Kanone – Militärpfarrer (katholisch: Kasak)	OA	Oberarzt
Flak	Flugabwehrkanone	OL	Ortslazarett – im Gegensatz zum HVP zur längeren Versorgung der Verwundeten eingerichtet
GPU	Sowjetische Geheimpolizei (Gossudarstwenoje Polititscheskoje Upravlenije)	OP	Operationsraum
HJ	Hitlerjugend – Organisation des Nazi-Regimes	OStA	Oberstabsarzt
HVP	Hauptverbandplatz (mobiles Versorgungszentrum der Sanitäter nahe der HKL)	POW	Prisoner of War = Kriegsgefangener
HKL	Hauptkampflinie der Front	Sankra	Sanitätskraftwagen
I. D.	Infanteriedivision	Stuka	Sturzkampfflugzeug, meist gemeint: die deutsche Junkers Ju 87
Iwan	deutsche Bezeichnung für Russe, russischer Soldat	Tb	Tuberkulose
Jabo	Jagdbomber, Kampfflugzeug	Tommy	deutsche Bezeichnung für britische Soldaten
Jerry	britische Bezeichnung für German, deutscher Soldat	U. v. D.	Unteroffizier vom Dienst (wachhabender Unteroffizier)

Die Nacht vor unserer Gefangennahme

8. März 1945 HVP Hohe Acht in einer Wehrmachtsbaracke / „Angora Farm“ bei Adenau in der Eifel

Auf unserem Hauptverbandplatz lagen noch sechs schwerverwundete Kameraden im hinteren Verwundetenraum. Die 30 leichteren Fälle, meistens gefähig, hatten wir nach rückwärts über Kempenich zum Rhein mit dem letzten Sankra abtransportiert. Die Front war schon sehr nahe, der Ami drückte mit Panzern besonders heftig nach. Die Einschläge seiner schweren Artillerie (15 Zentimeter) lagen seitlich von uns auf der Hauptchaussee Nürburg–Kempenich und in dem dichten Waldgelände beiderseits der Straße. Von dieser Hauptstraße lag unser Hauptverbandplatz ca. 500 Meter entfernt.

Nachmittags gegen 15 h hatten wir alle eingelieferten Verwundeten versorgt. Die letzten Sankras waren um 14 h gekommen, danach kam keiner mehr. Leichtverwundete, die zu Fuß von „vorn“ kamen, wunderten sich, uns hier noch vorzufinden: sie sagten, daß es an der Front bedenklich bröckele, und sie sprachen von der Flucht ganzer Einheiten und von durch Trosse verstopfte Straßen. Die meisten dieser Landser ließen sich bei uns nur frisch verbinden und zogen dann weiter, ostwärts. „Nur noch über den Rhein“, so sagten



Karte: Rhein-Mosel-Verlag, Zell CC BY-SA 3.0



sie, „ehe der Ami mit seinen Vorausabteilungen alle Brücken sperrt.“

Und wir? Sechs Schwerverwundete, üble Oberschenkel-schußbrüche, denen wir Transportgipse angelegt hatten, Kopfschuß, Lungendurchschuß – kein Sankra mehr zum Transport ins Feldlazarett! Im äußersten Fall hatten wir noch unsere pferdebespannten Stahlwagen, die wir mit Woldeckenbündeln auspolstern konnten. –

Adenau

Auf diesem, unserem letzten Hauptverbandplatz war nur eine ganz knappe OP-Mannschaft verfügbar: Stabsarzt Dr. Bienwald als Chirurg, Kriegszahnarzt Dr. Maschke als eventueller Assistent, 6 OP-Sanitätsdienstgrade, 3 Verwundeten-Pfleger, 2 Verpflegungsleute und die Fahrer der Pferdewagen. Dr. Maschke war nur bei uns hängen geblieben, er hatte gar nichts bei uns zu tun, denn seine (motorisierte) Zahnstation war schon über den Rhein zurückgenommen. Ab und zu „mimte“ Maschke „Assistent“ bei größeren Eingriffen. Ich habe ihn nie selbständig operieren gesehen; Haken halten und Klemmen einsetzen konnte er. –

Der Hauptteil unserer Sanitätskompanie lag 5 Kilometer weiter nach Osten an der Straße nach Kempenich, in der Schule des Dorfes Hohenleimbach. –

Wir warteten auf Transportmöglichkeiten. Nachmittags gegen 4 Uhr kam ein Melder, ein Gefreiter von der Kompanie, mit dem Befehl, unter allen Umständen noch vor Dunkelwerden abzurücken und zur Kompanie in Hohenleimbach zu stoßen. Die Gefangennahme stände unmittelbar bevor: der Ami wäre bei Daun und bei Gerolstein mit Panzereinheiten durchgebrochen. –



Daraufhin verluden wir die Verwundeten in den Stahlwagen, möglichst gut gepolstert, und verpackten unser OP-Gerät. Wenn wir auf glatter Chaussee führen, könnten die Verwundeten die Erschütterungen vielleicht ertragen.

Inzwischen erzählte der Melder: seit 2 Tagen würde vom Chef (Oberstabsarzt), den Schreibstubenbulln, dem Troß und einem Teil des 1. Zuges nur noch gesoffen und privates „Gefangenengepäck“ fertiggemacht. Die wenigen Verwundeten

des dortigen Hauptverbandplatz in Hohenleimbach wurden nicht über den Rhein abtransportiert, auf ausdrücklichen Befehl des Chefs, damit die Kompanie einen Grund hatte dazubleiben. Der „Spieß“, Stabsfeldwebel Anklam, – so berichtete der Melder weiter – feiere in der Kantine und sänge im Suff die „Internationale“ mit seinen Kumpanen von der Verpflegung. Die Zivilisten im Dorf wären empört, hätten die Saufbrüder bald verhauen. Als von der Division ein Melder kam mit dem Befehl zum Abrücken über den Rhein, hätte der Oberstabsarzt Gebhardt diesen Befehl einfach nicht angenommen. –

Die paar Pfleger und die OP-Mannschaft des 1. Zuges wären noch die einzig nüchternen Menschen der Kompanie, die sich um die Verwundeten kümmerten. –

So also sah es dort aus in Hohenleimbach: Ein feiner Haufen, so dachten wir. So also sah das Ende aus, die Auflösung: der Suff und ein Fußtritt für alles, was gewesen war: immerhin 6 Jahre. –

Und weiter der Melder: Der Abmarschbefehl der Division wäre nicht überraschend gekommen. Gestern schon hätte der Chef von der Division eine Anweisung auf Brennstoff in Andernach bekommen, damit er seine Verwundeten und das Sani-

tätsmaterial über den Rhein in Sicherheit bringen könne; aber in seinem „Suff“, seinem Delirium habe Gebhardt den Benzinschein einfach zerrissen. Seit gestern würden vor der Schreibstube auch alle Unterlagen der Kompanie vernichtet, verbrannt: Befehle, Ge-Ka-Dos-Akten¹, Wehrpässe. Soweit der Melder. Zu dem Haufen sollten wir nun also marschieren. –

Man bereitete sich eifrig auf die Gefangennahme durch die Amis vor. Man wollte nicht mehr. Man hatte die Nase voll. Man versprach sich mehr von der Gefangenschaft beim Ami als von der Freiheit bei der Wehrmacht. –

Während wir beim Zuhören das OP-Gerät einpackten, stand der in den letzten Tagen sehr nervöse Kriegszahnarzt Dr. Maschke zwischen unsern Kisten herum – nur um alle Neuigkeiten mitzubekommen natürlich – als Offizier hatte er es ja nicht nötig, selbst mit anzupacken, so meinte er wohl. Maschke, jetzt auf dem HVP rangältester Offizier, war auch so eine Type, der der Krieg gar nicht lange genug dauern konnte, da er eigentlich nur Vorteile



aus ihm gezogen hatte. Seine Zahnstation arbeitete selten, und wenn, nur in rückwärtigen ruhigen Abschnitten. Und auch da überließ er dem ihm zugeteilten Sanitäts-Obergefreiten, einem sehr geschickten Dentisten im Zivilberuf, neidlos den Löwenanteil der anfallenden Zahnarbeiten.

¹ Geheime Kommandosache

Auch unser Chirurg, Dr. Bienwald, stand da herum; ihm waren die sich überstürzenden Ereignisse der letzten Stunden über den Kopf gewachsen. Er hockte meist apathisch irgendwo und tat seine ärztliche Pflicht nur noch mechanisch.

Es begann nun, nachmittags gegen 17 h, dämmerig zu werden und leicht zu regnen.

Wir vergruben unsere Dienstpistolen – die uns als Sanitätsdienstgraden zustanden zum Schutz der Verwundeten und zur Selbstverteidigung – im Walde. Da aber von seiten der Amerikaner keine Verletzung der Genfer Konvention zu erwarten war (? Wirklich? Siehe Jabo-Angriff auf unseren HVP in der Normandie Juli 44!), beseitigte ich nun auch meine private Mauser 7,5. Da ich diese Waffe nur immer in Ordnung gehalten und nur ein paarmal auf einen Baumstamm im Walde geschossen hatte – auf



Mauser HSc
(Foto: adamsguns.com)

Menschen brauchte ich (Gott sein Dank) nie anlegen in den 6 Jahren – war diese Mauser-Pistole eben nur ein „dekoratives Stück“ gewesen und deshalb durchaus entbehrlich. –

Als alles HVP-Gerät verladen war, zogen wir gegen 17³⁰ los. Gerade wollten wir in Richtung Hauptstraße anfahren, als plötzlich von dort starkes Motorengeräusch ertönte. Landser, die gleich uns aus dem Wald kamen und auch zur Chaussee wollten, bogen nun – wie auf Kommando – alle links ab, in Richtung Osten, auf einen Feldweg, parallel zur Chaussee. Das hieß: Die Hauptstraße war nicht mehr feindfrei, Ami-Panzer rollten jetzt schon auf der gleichen Höhe mit uns und stießen in dieser Stunde wahrscheinlich vor bis zum Dorf Hohenleimbach und Kempnich.

Stabsarzt Dr. Bienwald beschloß daher, auf dem Feld-Waldweg links den Straßenübergang bei Hohenleimbach zu erreichen und so doch noch zur Kompanie zu gelangen.

Der Weg durch den hügeligen Kiefernwald auf tief ausgefahrenen Holzwegen wurde jetzt bei Regen und in dem unsicheren Licht der Abenddämmerung bald schwierig, schwierig für die Pferde und Stahlwagen und vor allem auch für unsere Verwundeten auf den Wagen, die stark geschüttelt wurden. Rechts und links vom Wege lagen massenhaft weggeworfene Ausrüstungsgegenstände und Verpflegung; Fässer mit Margarine, halbgeleerte Marmeladeneimer und Hunderte von rosa Wehrmachts-Zigarettenpackungen. Ebbe und Hühnerbein stopften sich die Taschen voller Zigaretten.

Plötzlich stockte unser kleiner Zug: ein großer Wehrmacht-LKW stand festgefahren in einem Hohlweg, eingeklemmt zwischen Bäumen über einem steilen, ca. 6 Meter tiefen Abhang. Wir konnten nicht vorbei. Da faßten einige unserer Fahrer an und kippten den schon hängenden LKW über den Abhang auf eine sumpfige Waldwiese. Die Ladung des LKW war Mannschaftsgepäck, Tornister und Taschen. –

So, nun war der Weg wieder frei. Im Wald wurde es schnell dunkel. Ab und zu streuten die Ami-Geschütze und Maschinengewehre die Waldränder der Chaussee ab. Wir schickten den Unteroffizier Rafoth und den Obergefreiten Ahlgrimm auf Erkundung in Richtung Hauptstraße. Als wir auf ca. 400 Meter an die Straßenkreuzung bei Hohenleimbach

glaubten heranzusein, hörten wir wieder das gleichmäßige Rattern und Mahlen der Ami-Panzer, sahen auch deren weiß-blaue Scheinwerfer aufblitzen. Wir selbst waren im dichten Wald nicht zu sehen, hatten natürlich auch keinerlei Licht. Wir sahen nun ein, daß wir nicht mehr über die Straßenkreuzung nach Hohenleimbach hineingelangen konnten, um uns der Sanitätskompanie anzuschließen. –

Im Talgrund links von unserm Wald – das wußten wir von einem Aufenthalt dort im Februar – lag ein Forsthaus; dort hatten wir einige sonnige Tage in Ruhe gelegen. Dorthin beschlossen wir zu fahren, um wenigstens die Verwundeten unter Dach zu bringen. In Nebel, strömendem Regen und Dunkelheit zog ich mit zwei vom Zug los, um die Abfahrt zum Forsthaus auszukundschaften. Es war vergeblich: wir verirrten uns in den tiefen Wäldern um Kaltenborn (ein ehemaliger Geister-Ort im Truppenübungsgelände). Nur mit großer Mühe fanden wir zwei Stunden später unsere Wagen wieder, so um Mitternacht.

Da blieb uns nur noch eins übrig: den Morgen abzuwarten und dann mit der Rote-Kreuz-Flagge zur Hauptstraße zu fahren, zu den Ami-Panzer-Wagen und mit den Amis zu verhandeln, damit unsere Verwundeten endlich ins Trockene und zur Ruhe kämen – und wenn es ein Ami-Lazarett wäre!

Da mischte sich Kriegszahnarzt Maschke ein: Er sei hier der rangälteste Offizier, und er befehle jetzt nur noch eins: „Rette sich wer kann! Laßt alles stehen und liegen! Jeder schlage sich allein durch zum Rhein!“ Dr. Bienwald saß tatenlos und gleichgültig in eine Decke gehüllt auf dem Fahrersitz eines unserer Stahlwagen. Wir konnten uns in der nebeligen Dunkelheit nur als Schemen wahrnehmen. Ich protestierte sofort gegen den Befehl von Maschke. Ich fragte ihn: „Was soll mit den Verwundeten werden? Sollen wir die hier im Regen ohne Hilfe stehenlassen?“ Darauf der Kriegszahnarzt: „Nun, die wird schon jemand finden, der sich um sie kümmert!“ Ich: „Das glaube ich nicht! Ich halte es vielmehr für unsere Pflicht – besonders auch für Ihre Pflicht als der hier leitende Offizier – über die Kommißbefehl weit hinaus für unsere menschliche Pflicht: erst einmal die Schwerverwundeten in Pflege und Versorgung zu bringen. Das ist auch jetzt, wo alles zu Ende ist, noch unsere Aufgabe. Ob die Verwundeten beim Ami oder bei der Wehrmacht versorgt werden, ist doch wohl jetzt gleichgültig; Hauptsache: Sie kommen aus dieser unmöglichen und gefährlichen Lage im Wald heraus, sonst könnten sie den Tod haben durch Nässe, Kälte und Erschütterungen!“

Bei uns im 2. Zug wurde nicht viel diskutiert: sie waren alle meiner Meinung. Dr. Bienwald schwieg! Der Herr Kriegs-

zahnarzt Dr. Maschke war plötzlich im Dunkel des Waldes verschwunden. Er hatte sich also „gerettet“, das heißt, in Sicherheit gebracht – ohne Rücksicht auf die ihm anvertrauten hilflosen Verwundeten. Wirklich: ein gewaltiger, ein „vorbildlicher“ Sanitätsoffizier!

(Mehrere Jahre nach Kriegsende kam dieser Kriegszahnarzt Dr. Maschke nach Itzehoe. Er wolle „seinen Kriegskameraden Kern“ besuchen, erklärte er meiner Frau. Was das nun Naivität oder Unverschämtheit? Zum Glück für mich [und für ihn!] war ich damals verreist.)

Auf den aufgeweichten Waldwegen weiter herumzufahren, war zwecklos; wir blieben stehen mit unseren Wagen, wo wir waren, ca. 300 Meter von der – vom Ami beherrschten – Hauptstraße im dichten Tannenwald. Ein versprengter Landser fand sich bei uns ein. Er hatte 100 Meter entfernt einen Verpflegungs-LKW entdeckt, randvoll mit Scho-ka-kola-Schachteln in runden Blechdosen. Ich griff mir eine Aktentasche und ging mit zu dem Verpflegungswagen. Jeder der Verwundeten in unsern Stahlwagen bekam 5 Packungen, schön nah greifbar neben seinem Lager, und sie waren nicht böse darüber. Da wir jedem eine Morphin-Injektion gegeben hatten, fühlten sie sich leidlich unter den Wagenplanen. So langsam war es 1 Uhr nachts geworden. Der neue Tag war

angebrochen: der 9. März 1945. Es regnete noch immer. Hühnerbein und ich setzten uns bei den Wagen unter die Tannen und deckten uns mit Zeltplanen „nach oben“ ab. –

Wir warteten und lauschten auf die Ami-Fahrzeug-Geräusche von der Straße. Plötzlich fiel Hühnerbein etwas sehr Wichtiges ein: „Mensch, Feldweibel (sic!), die Flasche spanischer Cognac, in der Kiste vom Hauptbesteck!!“ Da fiel es auch mir wieder ein: Die Flasche spanischer Cognac, die ich vor langen Monaten in Châteaulin in der Bretagne für einen fernen Urlaub gekauft hatte, die lag noch ungeöffnet in einem Seitenfach von Kastenwagen I. Zu schade – gar nicht an zu denken, wenn der morgen in falsche Hände und Hälse käme! Schnell war die Kiste abgeladen (sowas hatten wir ja oft geübt, nach Zeit, sogar im Dunkeln!) Und da war sie, die Cognac-Flasche! Nun war sie uns sehr willkommen: Sie machte die Runde bei uns OP-Leuten, mehrmals, und sogar unser halbwegs weggetretener Chirurg Dr. Bienwald auf dem Fahrersitz (in eine Wolle eingewickelt) nahm einen mehr als kräftigen Schluck zur Stärkung.



Da wurde uns allen so recht mollig im Bauch – trotz aller Misère um uns herum. So ein anständiger Cognac ist wie ein kleiner Backofen im Leib. Im Morgengrauen vergrub ich dann 2 dünne Tagebücher = gut in wasserdichte OP-Unterlagen eingeschlagen und mit Leukoplast verklebt. (Es war Befehl, Tagebücher vor der Gefangennahme zu vernichten. Diese Tagebücher liefen nur vom letzten Jahr – meine anderen Tagebücher lagen ja sicher in Lauenburg in Pommern!) –

Die Gefangennahme

Bei Hellwerden formierten wir unsern kleinen Zug. Hühnerbein und Ebbe Ahlgrimm voran mit einer großen Rote-Kreuz-Fahne zwischen sich. Dann Dr. Bienwald und ich (der ich als Dolmetscher dienen sollte), dann die Stahlwagen mit den

Verwundeten unter den Planen; neben den Wagen unsere Leute vom 2. Zug.

Sowie wir aus dem Wald heraustraten, richteten sich die Kanonen und MG-Läufe von ca. 15 Ami-Panzern auf uns. 20 Meter vor der Straße blieben wir stehen.

Vom Straßenrand kam uns ein „bis an die Zähne“ bewaffneter Sergeant entgegen, die MP im Anschlag, ein Mischling, ein Mulatte, dem Aussehen nach.

Ich redete ihn in möglichst nachlässigem Englisch an (nach Oxford oder Canterbury sah er mir nicht aus). Seine 1. Frage: „Weapons? All weapons down!“ Ich darauf: „No weapons! We are only surgeons and medic-orderly people. There are six heavy-wounded comrades of us in the cars. It's necessary for them to be brought immediately in a field hospital of your army to be cared for.“ So ähnlich prasselte ich los. Und er hatte es wohl verstanden. Als ich fragte, ob wir nach Hohenleimbach – in Sichtweite – zu unserer Sanitätskompanie ziehen könnten, winkte er ab und gab uns als Marschziel nach Westen das Nürburgring-Hotel an. (Später hörten wir, daß der 1. Zug und Troß unserer



Kompanie schon nach dort gebracht worden waren – ohne die im Dorf gelagerten Verwundeten.)

Es war 7¹⁰ am 9. März 1945. Wir waren Gefangene der amerikanischen Armee.

Wir mußten dann mit „hands up“, Offiziere und Mannschaften, an den Panzern vorbeimarschieren, ein paar hundert Meter, während der Sergeant mit zwei anderen Amis unsere Wagen auf Waffen untersuchte. Trotz „Red Cross“ schien er sehr vorsichtig zu sein. Daß die drei keine Waffen fanden, dafür hatten wir gesorgt. Auch ein Troß-Unteroffizier hatte sich – noch im Wald – von seiner „ganz neuen“ deutschen Maschinen-Pistole getrennt, indem er das Magazin herausnahm und die Waffe an einen Baum hängte.

Die wenigen Karabiner, Pistolen, Panzerfäuste und Seitengewehre, die wir mitführten, liegen wohl heute noch im Wald von Kaltenborn vergraben. (Vielleicht werden sie um 3000 nach



Bundesarchiv, Bild 1011-710-0371-20
Foto: Gronefeld, Gerhard | 1944 Frühling

Panzerfaust

Christus von den Archäologen der Zukunft geborgen.)

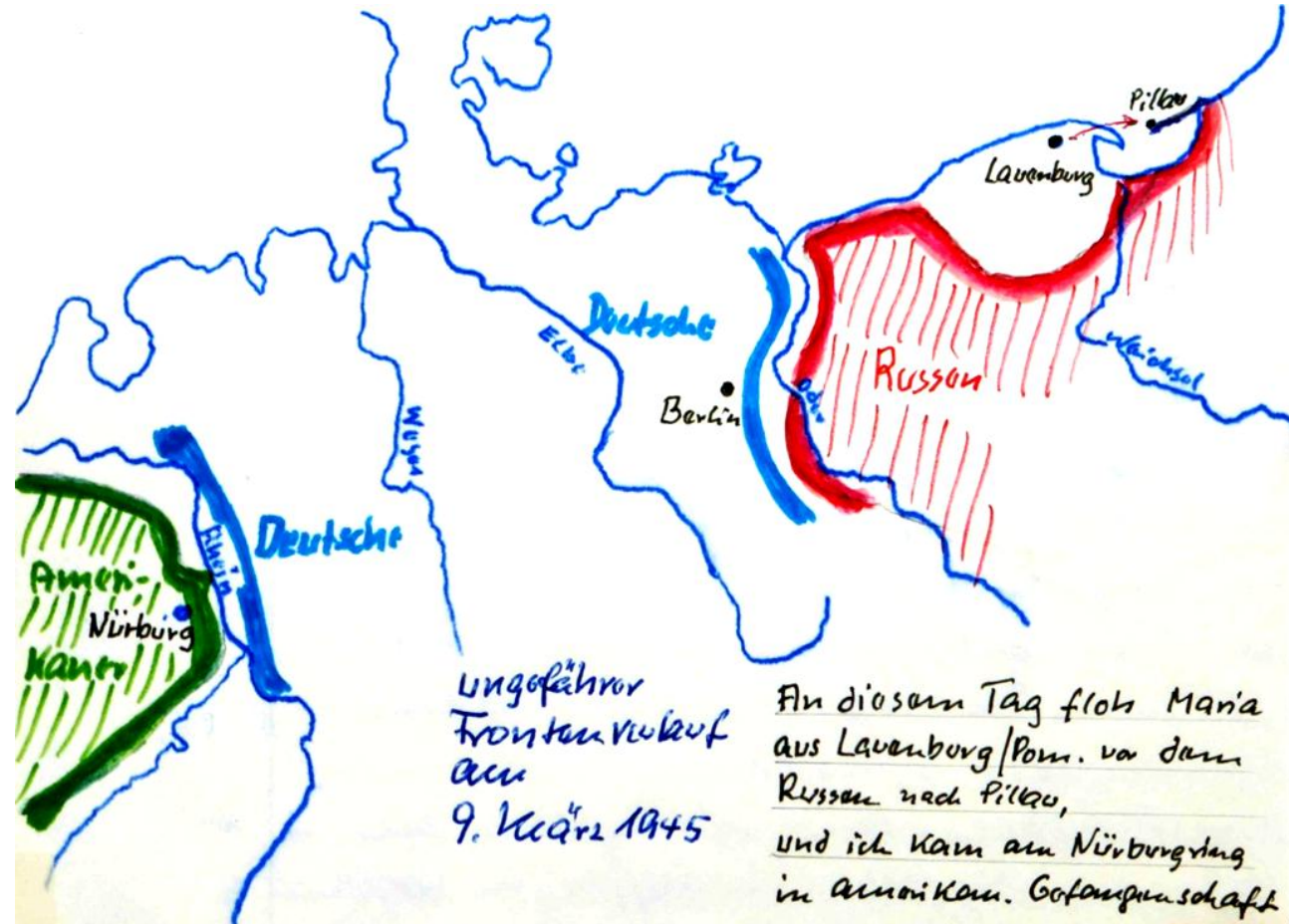
Merkwürdigerweise warfen die Amis auch alle Stahlhelme und Gasmaskenbüchsen von den Wagen; die andern Sachen rührten sie aber nicht an.

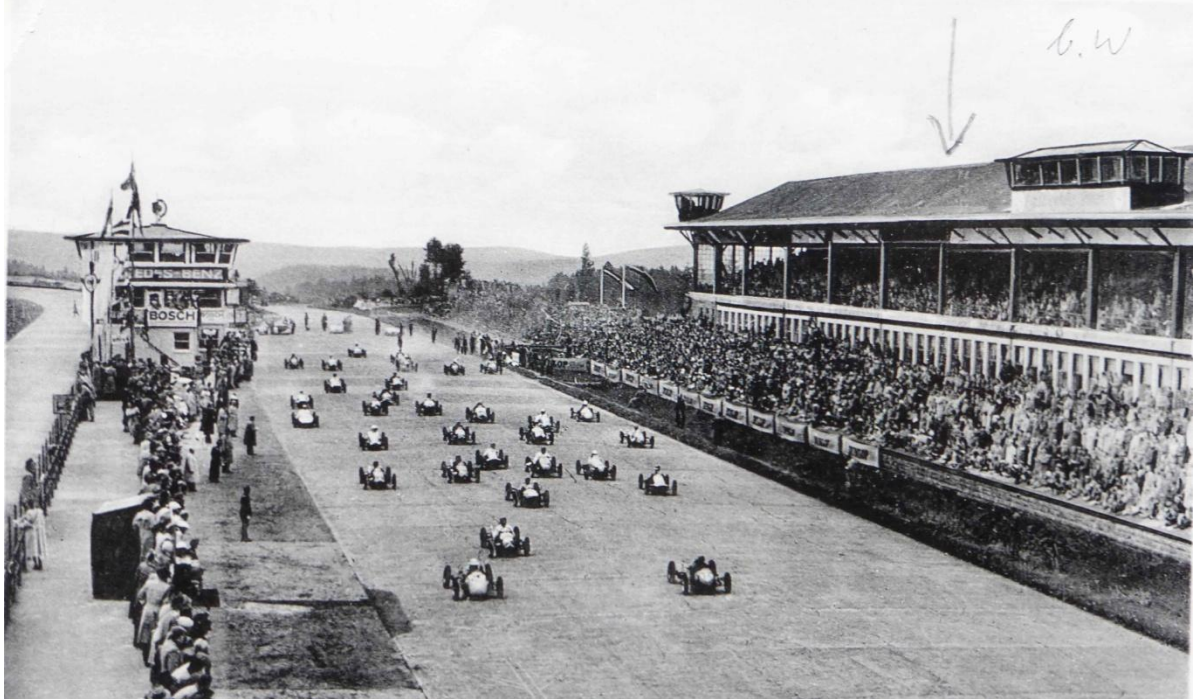
Die Besatzungen der Panzer und Spähwagen waren überwiegend „coloured people“, ganz wenige weiße Offiziere. Bald waren wir außer Sicht der Panzerbesatzungen hinter einer Straßenkurve. Man hielt es wohl nicht für nötig, uns eine Wache mitzugeben. Nachdem wir ca. 2 Kilometer in Richtung Nürburgring-Hotel gegangen waren, hielt uns ein Ami-Captain an, der sich wunderte, daß wir so ganz solo durch die Gegend latschten. Ich erklärte ihm: „We got order of a sergeant to march in this direction to Nürburgring-Hotel, to conduct six wounded comrades in these cars to the American field hospital.“ Da ließ er uns allein weiterziehen. –

Kurz vor dem Nürburg-Hotel trafen wir dann auf unsere Sanitätskompanie-Leute. Alle hatten reichliches Hand-

gepäck und Tornister bei sich. Sie erzählten, bei ihnen wäre die Gefangennahme (in Hohenleimbach) sehr ruhig vor sich gegangen. Im Dorf wären nur die Verwundeten mit 2 Pflägern geblieben. Auch Arno Mokroß läge dort krank mit Nierenkolik. Bei der Kompanie befand sich auch der Divisionsarzt und natürlich auch der „Chef“, Oberstabsarzt Gebhardt, jetzt sehr verkatert und irgendwie böse, daß er nun auch zu Fuß laufen mußte.

Am amerikanischen Field Hospital im Nürburgring-Hotel angekommen, wurde unser 2. Zug der Sanitätskompanie beauftragt, mit seiner Ausrüstung eine OP-Raum einzurichten und ca. 150 deutsche Verwundete zu versorgen, die in einem großen Saal lagen. Mittags bauten wir unser OP auf und arbeiteten noch 4 Tage an Kameraden: Wundversorgungen, Transportgipse, Verbandswechsel und vielerlei Gaben





Nürburgring: Unten in der Halle rechts lagen am 9. März 1945 ca. 200 deutsche Verwundete wurden sehr anständig behandelt! Mich hatte der Oberstarzt gleich abgestellt als „interpreter“ (Dolmetscher). Ich saß hinter ihm im Jeep und übersetzte die Unterhaltung mit deutschen Verwundeten und Ärzten in verschiedenen Dörfern, wo noch Verwundete in Notquartieren lagen.

So kamen wir auch nach Hohenleimbach, in dessen Schule unter anderen auch mein Freund Arno Mokroß lag. Jahrelang war Arno im OP des 2. Zuges Narkotiseur gewesen. Als er mich erkannte, in der Begleitung des amerikanischen Arztes, traten ihm die Tränen in die Augen und er sagte: „Nun lieg ich hier, Alex, und wir sind gefangen!“ Er kam auch ins Nürburgring-Hotel, und ich konnte ihn in einem

kleinen Einzelzimmer unterbringen. Er hatte starke Schmerzen (Nierenkolik) und bekam regelmäßig Morphium. Dazwischen konnten wir ihn gut pflegen mit ausgezeichneten Obstkonserven, die wir reichlich im Keller des Hotels vorfanden; bis er dann – 2 Tage später – mit anderen Verwundeten-Gefangenen nach Paris abtransportiert wurde.

an Schmerz-Betäubungsmitteln wie Morphinum – Cardiazol – Sympatol. Unser Chef war nun der amerikanische Surgeon-Colonel (Oberstarzt), der unsere Mannschaft völlig gleichberechtigt mit den amerikanischen Sanitätsdienstgraden behandelte = es gab keine Wachsoldaten für uns, keinem wurde irgendetwas weggenommen, auch keine Orden, Koppel oder ähnliches! Die gleiche Verpflegung wie die Amis, kurz: Wir

April 1945: Deutsche Soldaten ergeben sich und schwenken weiße Taschentücher

(Arno hat mich 1950 in Itzehoe besucht: gesund und sehr munter. Er war wieder in seinem Beruf als Bezirks-Schornsteinfegermeister in Gollnow in Vorpommern.)

Da unsere Personalien vom Ami noch nicht aufgenommen waren, wir auch bei keinem Zählappell dabei waren als OP-Personal, meldeten wir uns nachts bei den Anrufern der Wachposten um das Hotel nur mit „medic-orderly“ und blieben unbehelligt. Die „gute“ Gelegenheit benutzte ein Fahnenjunker, der sich in der Nacht vor der Gefangennahme uns „zuge-sellt“ hatte im Wald, um sich durch einen Kellerausgang im Nebel der 2. Nacht nach dem Rhein abzusetzen. Das fiel nicht weiter auf.



In der 2. Nacht starben von den deutschen Verwundeten noch 3 Soldaten, deren Nachlaß ich ordnete und dem Lazarett-Schreiber der Amis übergab („Comrades, died last night!“),

damit er die Todesnachrichten über das Rote Kreuz weitergeben konnte. Einer der leichter Verwundeten war ein Musiklehrer aus Köln, der außer dem Hemd, das er anhatte, alle

persönliche Habe bei der Gefangennahme eingebüßt hatte. Ich schenkte ihm zum Trost eine Eulenburg-Taschenpartitur der 8. Symphonie von Beethoven. Ich war ja (noch!) so reich, damals! –

Die Taschenpartituren aller neun Beethoven-Symphonien hatte mir ein Kamerad ins Forsthaus Rodt bei St. Vith in den Ardennen gebracht, dort hatte er sie im Quartier eines amerikanischen Offiziers gefunden, der bei der deutschen – ganz unerwarteten – Dezemberoffensive, Weihnachten 1944, vor den Deutschen in die Bergwälder geflohen war. Am dritten Tag danach kamen alle Amerikaner ins Tal – sie hatten Erfrierungen 2. und 3. Grades, vor allem an Händen und Füßen, da sie Frostnächte im Freien nicht kannten, denn der Kampftag endete für sie abends im Zelt, das ihr schwarzer Putzer-Boy schön geheizt hatte, bevor er dem Offizier oder G.I. das Abendbrot servierte. (Welch ein Abstand zu den deutschen, kältengewohnten Landsern!) Wir verbanden alle sorgfältig mit dicker Lebertransalbe.

Am 13. März wurden alle noch im Nürburg-Hotel liegenden deutschen Verwundeten in Sankras verladen und nach Westen abtransportiert.

Auch wir vom 2. Zug der Sanitätskompanie mußten unsere Ausrüstung an Instrumenten, Geräten und Medikamenten zusammenpacken und abgeben beziehungsweise dem Ami-Lazarett übergeben.

Der amerikanische Kollege = Instrumenteur im OP, ebenfalls ein Sergeant wie ich, war auch ein hochanständiger „Feind“, er zeigte mir – unaufgefordert – seine OP-Einrichtung, sein Instrumentarium, und erklärte ihre Operationsmethoden besonders bei Amputationen und Laparotomien². Auf sein Anraten nahm ich mir einen Vorrat an wichtigen Medikamenten mit für meinen persönlichen Gebrauch (Opium, Morphinum, Codein, Veronal) in einer Metallschachtel aus unserem Hauptbesteck. Ich sagte ihm, daß ich mit Staunen einige amerikanische Amputierte zufällig ohne Verbände gesehen hatte – völlig ohne Eiterungen! Er darauf: es sei ihre neues antibakterielles Medikament „Pencillin“. Er sagte: „Our wounds are dry, are clean!“ Eine gute Sache, wirklich! (Später las ich, daß der englische Erfinder „Fleming“ hieß [Nobelpreis 1945, hierfür] – also beinahe so wie mein Großvater!)

Als wir so mit dem Verpacken unseres Instrumentariums beschäftigt waren, standen zwei amerikanische Ärzte interessiert

² Bauchhöhlenoperationen

daneben und „organisierten“ (wie ich glaubte) einiges davon, zunächst mit den Augen. Als sie mich näher betrachteten, wollten sie mich überreden (einer sprach fließend deutsch), ihnen mein silbernes Kriegsverdienstkreuz I. Klasse zu verkaufen, als Souvenir, sozusagen. Sie boten dafür 30 „Camel“-Zigaretten und 3 große Tafeln Blockschokolade. Die beiden Herren waren erstaunt, daß der „dumme Jerry“ darauf nicht anbiß. Wie wir so sprachen, ging im Osten, am anderen Rheinufer, eine V2 hoch, mit langer weißen Rauchfahne. Gleich wollten die Amis wissen, was das sei. „Vau zwei“, sagte ich; das verstanden sie nicht. Als ich es englisch aussprach: „wi two“, wurden ihre Mienen steinern, und ich war ganz abgemeldet bei ihnen!



Bundesarchiv, Bild 146-1978-Anh.026-01
Foto: o.Äng. | 1943

V2 beim Start in Peenemünde

Lager Müllenbach/Eifel

Mittags wurden wir mit all unserm Gepäck auf einen LKW verladen und ca. 10 Kilometer bis zum provisorischen Gefangenenlager Müllenbach, südwestlich vom Nürburgring, gefahren. Diese Sammelstelle bestand nur aus einer großen Wiese, die mit einfachem Stacheldraht eingezäunt war; alle 20 Schritt eine Wache mit Maschinenpistolen. So kam ich zum ersten Mal hinter Stacheldraht – und das sollte so bleiben bis März 1946!

Die Nacht auf freier Wiese war durchaus erträglich bei der milden Witterung. Nach kurzem Schlaf wachte ich plötzlich auf: Ein deutscher Kamerad war im Halbschlaf aufgestanden und wollte vielleicht austreten gehen. Er kam dem Posten zu nahe, und der schoß. Kopfschuß! Der Tote lag dann 20 Meter von uns entfernt bis zum Morgen im Gras.

Am nächsten Morgen wurden wir verladen. In Trupps zu 50–60 Mann wurden wir zu den LKWs getrieben. Vor dem Wagen stand ein wüst aussehender Mulatte mit MP, der alles, was die Landser an privatem Gepäck in Händen oder umgehängt hatten, grob wegriss, auch Wäschetaschen und Decken und Brotbeutel, auf einen Haufen warf und anzündete.

Als ich in 50 Meter Entfernung diese (völlig sinnlose) Plünderer bemerkte, stopfte ich schnell mein Waschzeug in die innere Manteltasche. In den Taschen meiner Feldbluse und Hose hatte ich bereits verstaut: meine Senfkornbibel, „Der helle Ton“, das französische Stundenbuch und das Notennotizbuch. In der Hand hielt ich meinen Wäschebeutel mit Ersatzhemden und Unterwäsche, Strümpfen und Pelzweste; in der andern eine lederne Aktentasche mit einigen guten Büchern und Taschenpartituren (8) von Beethoven und Händel (Messias). Dann wurde 3 Schritte vor mir Unteroffizier Menke von dem Mulatten blutig geschlagen, als er nur eine abwehrende Bewegung machte beim Entreißen seiner Taschen. Der Ami (coloured people) war ein richtiger Gangstertyp. Als er mir Wäschetasche und Aktenmappe entriß und alles daraus auf den Rasen kippte, um zu sehen, ob „was Brauchbares“ darin sei, dachte ich bei seinem enttäuschten Gesicht: „Du, Kerl, bist noch nicht eine einzige Note wert von all den klassischen Partituren, die jetzt dein dreckiger Stiefel zertritt.“

Nun lernten wir in unserer Wehrlosigkeit die Wahrheit des alten Soldatenspruchwortes: „Gefangen sein ist harte Pein.“³

³ *In Kerns Materialsammlung*: „Gefangen sein ist harte Pein, drum ficht, bis dir das Auge bricht!“

Jetzt merkten wir zum ersten Mal, was es wirklich hieß: „Gefangen“; die ersten Tage im Field Hospital am Nürburgring waren nur ein freundliches Vorspiel gewesen!

Ich erinnere mich noch ziemlich genau an den Inhalt meiner Bücher-Mappe damals. Da waren die Beethoven-Symphonien 1 bis 7 und 9, die Partitur des Oratoriums „Messias“ von Händel; „Scènes de la vie Bohême“ von Henri Murger; Oscar Wilde: „The Picture of Dorian Gray“ (in einer besonders schönen Ganzlederausgabe) und – als mindere Lektüre: Brachvogel „Friedemann Bach“. Dies alles lag nun zertreten am Boden, unerreichbar, unrettbar!

Beim Verladen auf den offenen LKW, der wohl 45 Mann faßte, wurden wir so lange mit Füßen getreten, zusammengepreßt und mit Knüppeln geschlagen, bis – eng aneinander – dann 65 Mann drauf waren, man konnte kaum noch Luft holen.

Bei der Fahrt durch die Eifeldörfer – wir fuhren auch durch Schönecken, in dessen Schule lange unser HVP war – fuhren die Negerfahrer so halsbrecherisch schnell, daß im Wagen vor uns durch einen herabhängenden Ast der Chausseebäume einem Landser der Kopf aufgerissen



**Müllenbach: St. Servatius und Dorothea
(Foto: Reinhardhauke [CC BY-SA 3.0])**

wurde. Dann kam noch bei einem Halt – auf freiem Feld – eine Filzung mit vorgehaltener Waffe: „Watch“, forderten die LKW-Fahrer mit ermunternden Flüchen wie „Make snell“ – „Watches“ – „Let’s go“ – „Fucking German!“ Bei der Filzung schrien wir: „Yesterday! Yesterday your comrades took them away all, all our watches!“

Eigenartig, wie wild diese Amis auf deutsche Armbanduhren waren – als ob es in Amerika keine gäbe. Wir hatten aber schon alle keine Uhren mehr, teils waren sie uns schon „geklaut“, teils hatten wir sie gut „verstaubt“. Da wir auf den Wagen ganz eng standen, kamen sie an den Einzelnen nicht heran: ergo kein Erfolg! (Ich allerdings hatte weite, große, langschäftige „Knobelbecher“ an, mit dicken Filzsohlen einlagen; darunter [dem Spann] lag meine silberne Taschenuhr, die ich 1927 zur Konfirmation von meinem Patenonkel Heinz Lohmeyer, Gutsbesitzer in Gölschau/Schlesien, geschenkt bekommen hatte. Da lag sie gut, und so habe ich sie bei Amis und Tommies durch all die vielen Filzungen der Gefangenschaft hindurchgerettet.)



Die gerettete Taschenuhr

Trier – Stenay

Nachmittags kamen wir nach Trier und übernachteten in einem Barackenlager.⁴ Am nächsten Tage wurden wir in Wasserbillig, an der Grenze von Luxemburg, in Eisenbahnwagons verladen. Immer 50 Mann in einen Viehwagen. Glück hatten die Landser (wie ich), die in einen Holzwaggon kamen, denn alle Wagen wurden dicht verschlossen. Schon nach ½ Stunde Fahrt (in Richtung Norden) wurde uns allen schlecht vor Hitze und Luftmangel. Jeder riß den Mantel, die Feldbluse ab, um freier atmen zu können, der Schweiß ran uns in Strömen vom Gesicht; nach einer Stunde konnten wir nur noch existieren, indem wir mit Taschenmessern kleine Löcher in die Holz-wände bohrten, um ab und zu einen Atemzug frischer Luft von draußen zu holen. Wie es den Kameraden in den Wagen aus Eisenblech gegangen war, ahnten wir nicht. Als nach mehrstündiger Fahrt der Zug in Stenay (südlich Sédan) hielt

⁴ *Notiz aus der Arbeitsfassung:* Die ganz aufgerissene Ledermappe, die ich in Trier auf dem Bahnhofsgelände fand. Ich nahm sie sofort in Gebrauch für meine 4 nun noch kostbarer gewordenen Bücher, nachdem uns in Müllenbach in der Eifel alles Wäschegepäck und Decken brutal von den Mulatten der Military Police aus den Händen gerissen worden waren. Die weit offenen Nähte der gefundenen Mappe heftete ich erstmal mit einem Stück Draht zusammen, das ich irgendwo aufgehoben und in die Jackentasche geschoben hatte.



und die Wagentüren aufgeschoben wurden, damit wir aussteigen konnten, fielen viele Kameraden um, wie betrunken von dem plötzlichen Sauerstoffstrom. –

Wir kamen auch an einem offenstehenden Eisenblechwaggon vorbei, aus dem keiner ausstieg. Im Dämmern des Wageninnern sahen wir Landser mit blauroten Gesichtern wie leblos übereinander liegen. Waren sie nur ohnmächtig oder?

Der Russenbecher

Am Morgen des 14. März 1945, als wir aus den überfüllten Viehwagen taumelten, auf dem Bahnhof der französischen Stadt Stenay – südlich Sedan – fiel mir beim Überschreiten der Gleise aus meinem halboffenen Brotbeutel mein großer gelbweißer Steingutbecher heraus. Ich sah ihn fallen. Natürlich fiel er nicht zwischen die Schienen oder auf den Schotter, sondern er traf mit großer Präzision genau die Mitte der blankgefahrenen Gleisschiene – und zersprang in viele kleine weißgelbe Splitter. Traurig zögerte ich einen Moment weiterzugehen, trotzdem 10 Meter hinter uns die farbigen Ami-Soldaten unseren POW-Pulk zum Stadtgefängnis von Stenay trieben. Traurig, weil mit den vielen Splittern des Bechers auch das kleine Bild zersprang, das auf der äußeren Becherseite gemalt war: die Darstellung eines Sowjetmenschen zwischen einem Iglu und einer russischen „Hammer und Sichel“-Fahne im Eismeer.

Dieser Becher begleitete mich seit vielen Jahren: ich fand ihn im Mittelabschnitt der Rußlandfront in einem Kinderheim im Walde um Wjasma-Sytschewka. Wir vom 2. Zug der Sanitätskompanie fanden dieses Kinderheim ganz unbeschädigt. Die Holzbauten waren sauber und für unseren OP-Aufbau durch-

Der Russenbecher, aus dem Gedächtnis gezeichnet von Alexander Kern



aus brauchbar. Natürlich bis auf Tische und Bänke, die für 4–6jährige Kinder gemacht waren. In einem Wandschrank standen Trinkbecher, darunter ein größerer Becher mit der

Zeichnung eines Iglus – einer aus harten Schnee-Bauteilen zusammengefügtten Schnee-Wohn-Kugel, neben der sich ein Fahnenmast (mit wehender Flagge) erhob – ein Sinnbild der Besitznahme der Sowjetmacht auch in der nördlichen Arktis. –

Im OP konnte ich den Becher damals gut gebrauchen, da unsere Kommiß-Zinkbecher (an der Feldflasche) bei heißen Getränken zu langsam abkühlten. Ich griff mir den „Russenbecher“ (wie er von nun an bei uns hieß im OP) und wir benutzten ihn bei Operationen als Trinkbecher für starken Bohnenkaffee. Wir, das waren unser Chirurg, der Stabsarzt Dr. Bügge, und ich, der Instrumenteur – die beiden „Sterilen“ vom OP-Personal. Operateur und Instrumenteur mußten sich vor jedem Eingriff ¼ Stunde lang im Seifenwasser bis zu den Ellbogen waschen und danach mit Desinfektionsmittel (Sagrotan); dann zogen wir sterile Gummihandschuhe an und sterile, weiße OP-Mäntel.

Während der Operation durften wir natürlich außer den sterilisierten Instrumenten nichts berühren – sehr häufig folgte eine Operation der andern, und es wäre zu zeitraubend gewesen, sich jedesmal neu zu waschen.

Darum stand für uns zwei für die kurzen Pausen auf einem Schrank- oder Fensterabsatz während der Versorgung der

Verwundeten immer mein Russenbecher voll starkem Bohnenkaffee „in petto“, das heißt: in Bereitschaft, der uns je nach Bedarf (wir gingen mit hochoberhobenen Händen dorthin wegen der Sterilität) von einem der unsterilen Helfer an die Lippen gehalten wurde für einen kräftigen Schluck. Das war bei der großen Anstrengung in Hitze, Narkosedämpfen und Blutgeruch eine wesentliche Erholung und Stärkung, ein Hilfsmittel, um bei den vielerlei Operationen: Amputationen, Lungenschüssen, Bauchoperationen (die oft 3 Stunden dauerten!), kräftemäßig durchzuhalten, stundenlang!

Wie ein Alptraum ist mir noch ein Einsatz unseres HVP Anfang Dezember 1941 in Erinnerung. Wir lagen ca 60 Kilometer nordwestlich von Moskau. Es war ein schrecklicher, unwahrscheinlich großer Zustrom von Verwundeten beim Durchbruch der Russen nach Westen. Wir operierten damals 52 Stunden ohne Pause. Das Dorf hieß Beresnjacki. Bei unserem – fluchtartigen – Abzug nach Westen ließen wir 70 gestorbene Kameraden in einer Scheune hinter uns, aber keinen lebenden Verwundeten, diese konnten wir noch abtransportieren. –

Vom Herbst 1941 bis zum Ende des Krieges hat dieser Russenbecher im OP-Instrumentarium unsern 2. Zug begleitet im Osten und Westen. –

Als er nun auf der Schiene zersplitterte, war mir seine „Dienstzeit“ noch einmal sekundenlang gegenwärtig.

Schade um den Russenbecher!

In Stenay kamen wir in das Stadtgefängnis, in kellerartige Hallen, in denen wir auf blanken Steinen reihenweise kampierten. Abends wurden die aus dicken Eisenstangen bestehenden Gittertüren mit handgroßen Vorhängeschlössern versehen.

Über Tag konnten wir im Gefängnishof an die Luft gehen. Bei der Essenausgabe (1/3 lb ⁵-Portions-Blechdosen, die auf dem Feuer warm gemacht waren, mit weißen Bohnen und Speck [beans and ham]), passierte folgendes:

Jeder Gefangene muß an der Ausgabetür vorbeigehen und seine Portionsdose in Empfang nehmen. Das ging den Amis – trotz eiliger Schritte der Landser – nicht schnell genug (wir waren vielleicht 200 Mann). Daher trieben sie uns an, jagten uns, schreiend: „Snell, make snell! Damned German!“ – bis wir alle wie die Hasen liefen, an der Ausgabestelle vorbei. Zwei ganz besonders „eifrige“ Amis schlugen uns wahllos auf Rücken und

Beine mit dicken Holzknüppeln, um das Tempo zu beschleunigen. Zwei Lieutenants standen 20 Schritt von dieser Szene entfernt und griffen nicht ein, fanden das also „in Ordnung“ – „okay!“ Das Ganze war absolut unwürdig und unseres Erachtens auch völlig unnötig, denn gleich nach der Essen-Ausgabe fletzten sich die Ami-„Helden“ schon wieder auf ihren Hockern und rauchten. Widerstand unserer Seite hätte uns nur eine doppelte Ladung Knüppelschläge eingetragen.

Unsere innere Reaktion – als die Knüppelhiebe uns ins Kreuz sausten – war ungefähr: „Sieh mal: da ist also ein gut bewaffneter amerikanischer Soldat, ein ‚Ami-Held‘ – denn er hat den bemerkenswerten Mut, einen gehaßten, unbewaffneten Feind zu beschimpfen und zu schlagen, einen wehrlosen deutschen Gefangenen. Und dies alles in Gegenwart und mit lachender Zustimmung seiner Kumpel, natürlich alles auch solche ‚Helden‘ wie er. – Wenn nur ein wütender POW versuchen würde, ihn anzugreifen mit bloßen Fäusten, dann würde der Ami ihn ungestraft sofort niederschließen und wahrscheinlich von

⁵ 1/3 Pfund = 166 Gramm

Deutsche Kriegsgefangene hinter Gittern – hier im Zoo von Antwerpen, September 1945

seinem Vorgesetzten noch belobigt werden, weil er damit eine Gefangenenrevolte niedergeschlagen hätte.“ –⁶

Im Stadtgefängnis von Stenay lagen wir vom 16. bis 27. März 1945. Von dort wurden wir in oben offenen Güterwagen nach Westen befördert. Das war uns lieb, denn so hatten wir wenigstens viel Luft, wenn auch öfter Regenschauer. Für die Bahnfahrt brauchten wir 2 Tage und zwei Nächte. Unterwegs wurden wir von „aufgebrachten“ Franzosen mehrfach mit Steinen beworfen – aber wir gingen einfach hinter den halb-hohen Seitenwänden in Deckung. Ernster war dann schon folgender Angriff: Einmal fuhren wir unter einer Brücke



durch, auf der mehrere Franzosen, Zivilisten, standen. Sie hoben einen großen Holzbalken auf das Brückengeländer und ließen ihn auf unsern Zug fallen. 2 Waggons vor uns schlug der Balken mit einem Ende auf die Seitenwand des Waggons, das hintere Ende krachte ins Innere und traf zwei Kameraden schwer, sie fielen auf den Wagenboden und wir sahen sie nicht mehr aufstehen. Sie wurden beim nächsten Halt ausgeladen. Französische Maquis?⁷ Immerhin schossen unsere amerikanischen Wachsoldaten auf die Franzosen auf der Brücke und wir sahen, wie einer

⁶ Diesen Absatz hat Alexander Kern in der erhaltenen Arbeitsfassung zunächst ins Englische übersetzt, obwohl die amerikanischen Soldaten den inneren Monolog gar nicht hören sollten.

⁷ Maquis, von Maquisard: Mitglied einer französischen Untergrundbewegung im 2. Weltkrieg

verwundet wurde.

Stalag Rennes/Bretagne

Am 29. März kamen wir in das Stammlager (Stalag) Rennes in der Bretagne. Nach 3 Durchgangslagern (Nürburg-Hotel, Müllenbach und Stenay) waren wir, war ich zum ersten Mal in einem richtigen POW-Stammlager, weit im Westen Frankreichs, nun schon seit vielen Monaten wohlorganisiert: 15 Compounds (Teillager) mit zusammen (angeblich) 80 Tausend deutschen Gefangenen.

Erst hier wurden wir gründlich erfaßt, nach Namen, Dienstgrad, Truppeneinheit, Heimatadresse, Familienstand und politischer Vergangenheit. Darüber, daß ich in amerikanische Gefangenschaft geraten war und gesund, war schon Anfang März eine Nachricht-Karte an das Rote Kreuz in der Schweiz gegangen. Die Nachricht ging von dort zu Mutter nach Itzehoe. Der letzte Brief von Maria aus Lauenburg/Pommern war am 22. Februar 45 geschrieben worden. Im Mai konnten wir auch Briefe von Rennes schreiben. Ich schrieb an beide Adressen, aber es kam keine Antwort mehr – 9 Monate lang. Spätere Briefe von mir nur noch nach Itzehoe, an Mutter.⁸

⁸ Notiz aus der Arbeitsfassung: Alle 3–4 Wochen gab es Briefformulare; da konnten wir in die Heimat schreiben.

17. März 1945: Meldung über das Rote Kreuz an die Familie, dass Alexander Kern lebt und sich in amerikanischer Gefangenschaft befindet

PRISONER OF WAR POST
KRIEGSGEFANGENENPOST

Postage free
Portofrei

CARD OF CAPTURE FOR PRISONERS OF WAR
GEFANGENENMELDUNG FÜR KRIEGSGEFANGENE

IMPORTANT
This card must be filled in by each prisoner immediately after his capture, and for each subsequent change of address upon arrival in the new camp or hospital.

MARIA KERN

SAN. FW. Alexander Kern
31G 1.362 800

U. S. ARMY QUARTERS FRANCE (24) ITZEHOE
LESSINGSTR. 7

W. D. P. M. G. Form No. 6
(Revised 5 August 1943)

HQ.ETOUSA—4-10-44/500M/50082 (44/8 02248)

Deutlich schreiben! Druckschrift erwünscht! Write clearly and in printed letters!

Vorname—Surname **Kern** Name—First name **Alexander**

Date of birth **6. Jan 1911** Place of birth **Itzehoe**
Geburtsdatum Geburtsort

Rank **SAN. FW.** Unit **HEER**
Dienstgrad Militärische Einteilung

Army No. **SAN Kp. 2/236 - 32** Last civilian residence **Itzehoe**
Beschriftung der Erkennungsmarke Letzter ziviler Wohnort

Family's address **MARIA KERN (24) Itzehoe**
Familienanschrift **Lessingstr. 7**

Coming from (Camp No., Hospital No., etc.)
Komme von (Lager Nr., Lazarett Nr., u.s.w.)

Captured: unwounded* slightly wounded* severely wounded* ill*
In Gefangenschaft geraten: nicht verwundet* leicht verwundet* schwer verwundet* krank*

Am well* Am: recovered* convalescent*
Befinde mich wohl* Bin: geheilt* in Heilung*

Present address: P. O. W. No. **31G-1.362 800** Camp No.
Gegenwärtige Anschrift: Gefangenen Nr. Lager Nr.

Locality { Ort { Date **17. 3. 45** Signature **Gily. Kern**
Ort Datum Unterschrift

* = Cancel what does not apply! No further details permitted! See explanation on reverse side!
= Nicht zutreffendes durchstreichen! Weitere Angaben nicht erlaubt! Siehe Erklärung auf der Rückseite!

Auch fand im Stalag Rennes zum 1. Mal eine „Befragung“ statt, jeder Gefangene wurde einzeln „vernommen“ vom Interrogation Officer.

Nach der Genfer Konvention gehörten die Sanitätsdienstgrade und Ärzte nicht zur kämpfenden Truppe, durften also nicht wie diese behandelt werden, sondern als „Internierte“, unter Belassung ihres privaten Eigentums.

Auszug aus der Haager Landkriegsordnung 1929

ZDV 15/2 Kriegsvölkerrecht

Grundsatz: Der wehrlose Gegner darf nicht Ziel von Kriegshandlungen sein. Er ist zu schützen und mit Menschlichkeit zu behandeln. Zu den geschützten Personen gehören: Verwundete, Kranke, Schiffbrüchige, Kriegsgefangene, Zivilpersonen im Machtbereich des Gegners.

Geschützt werden auch, um diesen Personengruppen Hilfe leisten zu können:

Sanitätspersonal (Ärzte, Krankenpfleger, Krankenschwestern, Feldgeistliche). Weiter:

Lazarette, Sanitäts-Transportwagen, Sanitätsmaterial

Kriegsgefangene: Wer sich ergeben hat oder sonst den Kampf einstellt, darf nicht mehr bekämpft, verwundet oder getötet werden.

Kriegsgefangene sind nur verpflichtet, bei Vernehmung anzugeben: Name, Dienstgrad, Geburtsdatum, Erkennungsnummernummer. Sie müssen einen Ausweis (Soldbuch, RK-Ausweis) mit diesen Angaben besitzen und dieser darf ihnen nicht abgenommen werden. Bei Gefangennahme behalten die Kriegsgefangenen: persönliche Sachen und Gebrauchsgegenstände, Stahlhelm, mitgebrachte Verpflegung, Bekleidung. Geld und Wertgegenstände (Uhren) dürfen ihm nur auf Befehl eines Offiziers und nur gegen schriftliche Empfangsbestätigung abgenommen werden. Briefe mit rein persönlichen Nachrichten müssen nach Durchsicht dem Gefangenen zurückgegeben werden.

Lexikonangabe (1980) nach Artikel „Haager Landkriegsordnung“:

Obwohl diese 12 Abkommen bis heute formell in Kraft sind, haben viele Staaten (die auch unterzeichneten) sie vielfach mißachtet.

In Rennes negierte die Lagerleitung diese Genfer Bestimmung vollständig, sie wurde – auch bei den Vorstellungen – einfach nicht zur Kenntnis genommen. Da war die Sache mit den Rote-Kreuz-Banden am linken Arm und den internationalen RK-Ausweisen der Sanitätsdienstgrade:

Schon in den ersten Tagen des April 45 wurde uns Sanitätsdienstgraden offiziell verboten, Armbinden zu tragen; man war sich in der Lagerleitung bewußt, daß es „häßlich“ aussehen mußte, mitten unter den Kriegsgefangenen ca. 150 Sanitätsdienstgrade mit RK-Armbinden zu entdecken, die hier gar nicht sein durften, sondern „interniert“ werden mußten.

Wehrmacht
des
Deutschen Reiches



den 1. Dez. 1943.

Personalausweis

Der San.-Feldwebel Alexander Kern
geboren am 6. Januar 1911 in Itzehoe
wird ausschließlich im Sanitätsdienst als Sanitäts-Dienstgrad
..... verwendet.

Er ist berechtigt, das Genfer Abzeichen (gestempelte weiße Armbinde mit rotem Kreuz) zu tragen und steht unter dem Schutz der Artikel 9, 12 und 13 des Genfer Abkommens vom 27. 7. 1929.

Dienststempel

Unterschrift und Dienststelle
(nur Feldpost-Nr.)
Feldpost-Nr. 6756
A. v. Kipell
Oberstabsarzt u. Div.-arzt.

Um das Verbot „unauffällig“ durchführen zu können, erpreßte man uns Sanitätsdienstgrade mit der Anordnung: sollte sich doch noch jemand erdreisten, die „hinderlichen“ RK-Armbinden im Lager zu tragen, dann würde das mit vollständigem Essensentzug bestraft werden! Das war eine Hungerdrohung: eine der vielen Gemeinheiten, denen Gefangene wehrlos ausgeliefert sind! Für uns, für sehr viele Sanitätsdienstgrade und auch mich war diese Maßnahme der „Dank“ des Siegers dafür, daß zum Beispiel unsere Sanitätskompanie in den Kriegsjahren neben Tausenden deutscher Verwundeter Hunderte von russischen und amerikanischen verwundeten Gefangenen versorgt, operiert, verbunden, gepflegt hatte.

Denn für unsern Zugführer und Chirurgen, Stabsarzt Dr. Gustav Bügge, und seine OP-Mannschaft war ein verwundeter Russe oder Ami kein „Feind“ mehr, sondern ein leidender Mensch, dem geholfen werden mußte. Die „feindlichen“ Verwundeten wurden auf unserm Hauptverbandplatz also völlig gleichrangig behandelt.

Dafür hier einige Beispiele, die ich selbst erlebt und bei denen ich mitgeholfen habe:

Als wir an einem heißen Juli-Tage 1942 in das russische Dorf Dunajewo im Mittelabschnitt einzogen, fanden wir von den

Dr. Bügge

russischen Ärzten und Pflegern zurückgelassen ca. 40 schwerverwundete russische Soldaten auf freiem Felde vor. Sie lagen auch in einer teilweise zerschossenen Kirche und im Garten eines verbrannten Gutshofes. Sie waren seit 4–5 Tagen nicht versorgt worden, einige sehr schwer verwundet, vor Durst und Hunger und Schmerzen fast sterbend. Ein fürchterliches Bild!

Alle Arten Arm- und Bein-Durchschüsse, bereits an Peritonitis gestorbene Bauchschüsse, Kopfschüsse, darunter drei Soldaten, denen der Unterkiefer weggeschossen war und in deren Wunden massenhaft Maden wimmelten. Wir staunten, als unser Zugführer, der Chirurg, uns erklärte, daß diese bedauernswerten russischen Verwundeten nur noch lebten, weil eben diese ekelerregenden Maden die Wunden reinhielten!

Wir haben dann 3 Tage lang nur diese russischen Verwundeten versorgt; das heißt: verbunden, Wunden



exzidiert⁹, Arme und Beine nachamputiert, am 1. Tag 6 Stunden lang! Ein schrecklicher Gestank lag über diesem ganzen Verwundetenlager.

Ich bereitete die zu operierenden Verwundeten vor durch SEE-Injektionen, intravenös (das ist eine Mischung aus Scopolamin-Ephetomin und Eucodal, die schnell betäubend wirkt, bei kurzen Eingriffen, und als Narkoseeinleitung bei längeren Operationen). Ich hatte für diese Injektionen den besonderen Auftrag unseres Stabsarztes, der nur noch einen Unterarzt als Operationsassistent hatte. –

Und ein Beispiel aus dem Westen, in der Ardennenoffensive um den 20. Dezember 1944.

Durch die rasanten Angriffe der Deutschen von der Eifelstellung aus nach Westen, mit dem Ziel, die Maas zu erreichen, wurden nachts ganze amerikanische Einheiten aus ihren ausgebauten Stellungen und Quartieren gejagt. Sie flohen auf die Berghöhen der Schnee-Eifel um St. Vith. Aber 2 Tage später kamen die Amis

⁹ Exzidieren – Gewebe herausschneiden

in Scharen von den Berghöhen herab und ergaben sich, oft ganze Kompanien! Warum?

Sie hatten sich in den Nächten schwere und schwerste Erfrierungen zugezogen, trotzdem damals für unsere Verhältnisse Frostgrade bis höchstens -10° , also milde Temperaturen herrschten. Die Amis waren es gewohnt, nach ihrem Tageskriegsdienst die Nacht in gut geheizten Zelten zuzubringen, in denen ihre schwarzen Burschen ihnen das Abendessen servierten. Sie, die Amis, erlebten hier ihren ersten richtigen Kriegswinter; unseren Landsern machten diese Nachtfröste kaum etwas, sie waren es gewohnt, im Freien zu kampieren. Aber die Amis kamen an mit Erfrierungen 1. Grades (starke Rötung), 2. Grades (Blasenbildung) und mehrfach auch 3. Grades (schon schwarz angelaufenes nekroses Gewebe).

Ich erinnere mich, daß die ganze OP-Mannschaft stundenlang damit beschäftigt war, diesen stark mitgenommenen durchgefrorenen Amerikanern die erfrorenen Hände, Zehen, Ohren und Backen mit dicken Frostsalben-, Lebertransalben-Verbänden zu versehen, ehe sie, stark verummmt, dann im Sankra in die Gefangenenlager gefahren wurden.

Und ein drittes Beispiel:



In den sehr schweren Kämpfen an der Invasionsfront in der Normandie hatten wir unsern Hauptverbandplatz im Schloß Monthuchon bei Coutances aufgeschlagen. Wir versorgten auch dort eine Reihe verwundeter Amerikaner, darunter 2 durch Bauchschuß Verletzte, deren einer nach einer nach einer stundenlangen Operation durch Stabsarzt Dr. Bügge

Panzergranadier einer HJ-Division in Gefangenschaft

noch auf dem Operationstisch starb, trotz Bluttransfusion; der andere starb an Peritonitis. Beide wurden auf dem Soldatenfriedhof beerdigt, den wir im Schloßgraben angelegt hatten, auf dem jedes Grab seine Blumen hatte. 10 Tage später griffen amerikanische Jagdbomber unseren mit großen RK-Flaggen auf dem Dach und auf den Rasenflächen bezeichneten HVP an und töteten mit Zentnerbomben in 10 Minuten 12 Angehörige unseres 2. Zuges der Sanitätskompanie. Vor dem Schloß war auf dem Rasen eine Bombe mitten in der RK-Flagge krepirt.

Dies sind nur drei Beispiele von vielen von der Art unserer Behandlung von verwundeten Soldaten anderer Heere. –

In der Befragung durch den USA-Offizier machte ich ihn aufmerksam auf die so ganz andere Behandlung der Verwundeten der „anderen Seite“ = mit Fußtritten und Knüppelhieben, und führte 2 der obigen Beispiel an. Der Ami-Offizier



schien keineswegs beeindruckt und schloß seine Befragung mit den eindeutigen Worten: „What do you think who you are?! That's war!“

Es war das uralte Wort der Sieger:

„Vae victis!“ des Brennus 390 ante Christum in Rom.

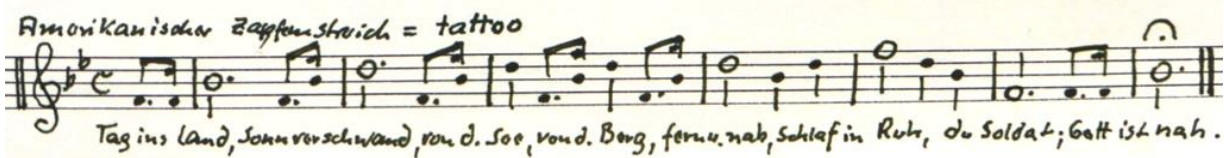
„Wehe den Besiegten!“

Bei einem der anderen Verhöre wurde der Angehörige einer Hitlerjugend-Infanterie-Division (sowas gab es!) vom Officer gefragt: „Was wissen Sie von den Konzentrationslagern?“ Darauf dieser: „Nichts; ich habe nur gehört, daß die Konzentrationslager

eine Erfindung der Engländer im Burenkrieg um 1900 gewesen sind; 20 Tausend Frauen und Kinder sollen dort gestorben sein.“

Das Lager in Rennes war aufgeteilt in 20 Compounds = Teillager. Jedes umgeben von Doppelzäunen aus Stachel-

Abends: Curfew (the Bells) Zapfenstreich.



Die Nacht vom 8.–9. Mai 1945 im Gefangenenlager Rennes/Frankreich.

Bei Dunkelwerden werden wir in unserem Zelt aufgeschreckt durch ungeheuren Jubel – „Siegestaumel“ der Amis aller Grade, aber nicht allein dieser, sondern auch deren „Satelliten“, ihren „Hilfstruppen“ auf den Wachttürmen, den polnischen Wachmannschaften, und über der Großstadt Rennes gibt es ein großes Feuerwerk, Raketen zischen hoch, bengalisches Licht läßt ganze Häuserblocks erstrahlen. Durch Zurufe hören wir: Sie feiern die Kapitulation Deutschlands, ihren großen Sieg. Die Polen? Die Franzosen? Wann hätten sie gesiegt?

Als wir vor das Zelt treten wollen, fallen von den Wachttürmen Schüsse, die in der Nähe auf den Gängen zwischen den

Zelten einschlagen: die johlenden, betrunkenen polnischen Posten machen Scheibenschießen auf die verhaßten „nemietzki“ (Deutschen). Wer von uns sich vor dem Zelt oder auf der Latrine sehen läßt, wird durch Schreckschüsse von oben gewarnt = getroffen wird keiner!

Wir fassen uns an den Kopf: Die Amis, die Engländer: Ja, die haben ihren Kopf hingehalten, haben Grund zum Feiern. Aber die Franzosen?? Als Sieger? 1813 – 1870 – 1918 – 1940: Eine Niederlage nach der andern. Sowas von Gedächtnisschwund?!

Nach der beschämenden vollständigen Niederlage in 6 Wochen im Mai–Juni 1940, dem Waffenstillstand? Und jetzt Siegermacht? Später erfuhren wir, daß die Amerikaner (Patton) selbst die wenigen französischen Hilfstruppen nicht für vollnahmen, und daß der französische General de Gaulle (von 1940–44 im Ausland, in London!) gegen den erheblichen Widerstand der Ami-Generäle, nur durch seine penetranten Beschwerden und Ansprüche erreichte, daß „Er“ zusammen mit den Amis in Paris einziehen durfte, um dort den „Retter Frankreichs“ zu mimen. Es war eine Prestige-Frage für de Gaulle! – Mehr aus Mitleid gewährten die Amerikaner ihm diese Gunst! Und de Gaulle glaubte wirklich, er habe Deutschland besiegt: peinlich!

Zerstörte Stadtkirche in Freudenstadt

Als übles Beispiel, welchen „Ruhm“ (gloire) die französischen Hilfstruppen sich erwarben, wird die Eroberung von Bad Freudenstadt im Schwarzwald im Gedächtnis bleiben (16. April 1945). Damals haben vom Christophstal her die französischen Artilleristen, die Mittläufer der amerikanischen Armee, Freudenstadt in Schutt und Asche gelegt. Es blieben buchstäblich nur rotbraune Sandsteinschutthalden von der schönen Stadt übrig. Dieses Zerstörungswerk war ganz unverständlich, denn Freudenstadt war seit Kriegsbeginn zur Lazarettstadt der Genfer Konvention deklariert, und bei dem völlig sinnlosen Bombardement wurden noch viele dort liegende verwundete deutsche Soldaten getötet und verschüttet. Es waren überhaupt keine bewaffneten Truppen in oder um die Stadt, damals.



Dies alles erzählte mir der Gastwirt im „Bären“, der während der Beschießung in seinem tiefen Weinkeller war. Er zeigte mir auch viele Fotos von den Trümmern der Stadt, 1945. Aber die sonst in diesem 2. Weltkrieg – wie allgemein bekannt – wenig siegreichen Franzosen brauchten wohl eine „victoire-prestige“, das heißt: die dekorative Eroberung einer „feindlichen deutschen Stadt“, und die Rote-Kreuz-Stadt Freudenstadt muß dran glauben. Das war sicher keine Ruhmestat der „grande nation“!

Am 20. April 1945 (Hitlers Geburtstag) staffierten meine Zeltinsassen sich zum Zählappell mit sämtlichen (durch die Filzungen) geretteten Orden und Abzeichen aus und traten im Schmuck ihrer mutig erworbenen Kriegsauszeichnungen an: vom Deutschen Kreuz

in Gold bis zum EK II., vom Infanterie-Sturmabzeichen bis zur Panzer-Vernichtungsspange. Ich selbst verstand nicht, was sie mit dieser Ordenparade bezweckten: Treuebeweis für den Führer des Deutschen Reiches? Ich selbst ließ meine drei bescheidenen Dekorationen, wo sie steckten, ich machte da nicht mit. Ich war der Meinung: man hatte uns deutsche Soldaten in den vergangenen Jahren von der Regierung her zu sehr und zu oft betrogen.

Die Verteilung der abendlichen Brot- und Zubrot-Zuteilungen in unserm Feldwebel-Zelt (12 Mann), wie sie ähnlich dann auch in allen anderen Lagern (Enghien und La Hulpe) gehandhabt wurde:

Es wurde ein Zeltältester festgestellt und „ernannt“, der das Vertrauen aller Zeltinsassen hatte, daß er nicht betrügen würde, nichts von der (sparsamen) gelieferten Abendkost für sich abzweigen würde. Der „Älteste“ ging mit einem (wechselnden) anderen Zeltbewohner zum Furier¹⁰, bewaffnet mit einer kleinen Holzkiste, die mit Papier ausgekleidet war. Darin holten die beiden unsere Zuteilung für den Abend.

¹⁰ Soldat, der für die Verpflegung verantwortlich ist

Mißtrauen – äußerstes Mißtrauen – wurde ganz großgeschrieben im Zelt und auch praktiziert bei der Zuteilung für die einzelnen Zelt-Volksgenossen (ich wage nicht, Parteigenossen zu schreiben). Denn in Rennes wie auch sonst in jedem mir bekannten Lager war das „Essen“ und das nie endende Geschwätz über das Essen das Thema I.

Der Grund? Es war wohl die Tatsache, daß alle meine Zeltgenossen in ihrer ehemaligen Kompanie weit an der Spitze lagen: Feldwebel, Oberfeldwebel, Stabsfeldwebel, Spieß = Hauptfeldwebel: das war die Spitzen des „gemeinen Volkes“, kurz vor der Hierarchie der Offiziere, die nur in Einzel-exemplaren vorkamen. Und die Feldwebel hatten in den vergangenen vier Jahren bestimmt nicht gehungert, sie hatten durch den sogenannten Kompanietrupp immer die Möglichkeit, sich „hintenrum“ zusätzliche Lebensmittel zu beschaffen. Sie sahen auch alle ganz gut genährt aus.

Bei mir war das was anderes: ich war erst seit 1944 Feldwebel und hatte als OP-Mann kaum Gelegenheiten, zusätzliche Lebensmittel zu bekommen; und Hungern brauchte ich nicht erst zu lernen, dazu hatte ich schon 1917 Zeit und Gelegenheit und hatte es dann als Student in Berlin 1931–34 weiter üben können. Mir reichte es, was die Amis uns gaben, den Zeltgenossen reichte es aber sicher nicht. Daher das sehr

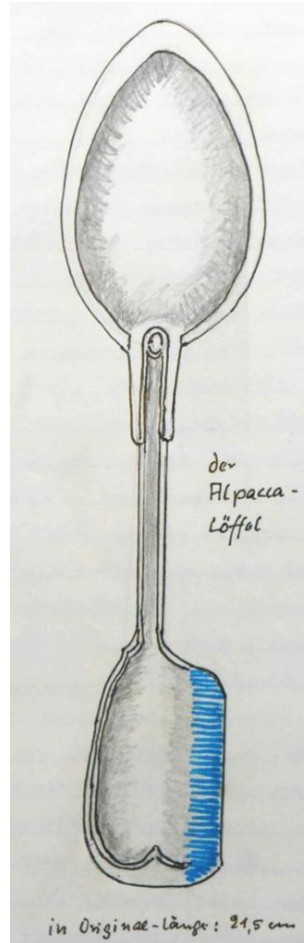
wichtig genommene Thema I: „Essen“. (Übrigens in der Freiheit der „Deutschen Wehrmacht“ war das Essen kein Thema. Damals war unbestritten „femina“ das unerschöpfliche Thema mit manchmal scheußlichen Varianten.)

Nun aber, in der Gefangenenschaft, war es äußerst wichtig zu diskutieren, was es zum Mittagessen geben würde, wieviele es davon geben würde und ob es einen (heiß begehrten) „Nachschlag“ (sehr selten!) geben würde. –

Und nun will ich schildern, wie die Verteilung der Abendkost vor sich ging.

Ich selbst war sehr erstaunt, als man mich als Verteiler wählte. Im Zelt wußte jeder, was der Einzelne im Zivilberuf war, abgesehen von den aktiven Soldaten.¹¹ Bei mir, als einem Kirchen-Mann, bezweifelte man nicht das moralische Niveau (sehr

¹¹ Aktiver Soldat – Berufssoldat



Zeichnung: Alexander Kern

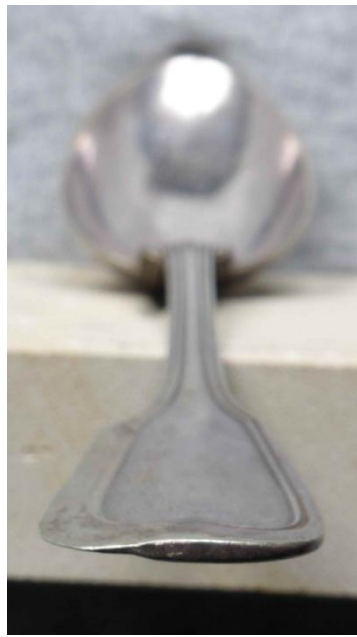
schmeichelhaft!). Aber weiter ging man auch nicht: Das Verteilen des für den Abend uns zugeteilten Brotes – das ja zurechtgeschnitten werden mußte – und der Zukost (Marmelade, Butter oder Wurst oder Käse) geschah nur unter den Argusaugen aller elf Kameraden.

Zunächst wurde also das Weiß(Weizen-)Brot geteilt. Messer waren uns allen streng verboten. Aber ich besaß einen großen Eßlöffel aus Alpacca = Neusilber.¹² Den breiten Löffelstiel hatte ich auf einem Stück Eisen breitgeklopft und dann auf einem Stück Sandstein glatt und scharf geschliffen: so hatten wir etwas zum Schneiden, aber es blieb ein Löffel.

¹² *In der Arbeitsfassung heißt es:* Ich hatte aber einen sehr stabilen Alpacca-Eßlöffel, den ich schon in Frankreich 1940, ich glaube, aus der Küche eines zugeschlossenen Hauses bei Lérrouville (zwischen Verdun und Nancy) „requiriert“ hatte, das war erlaubt: „benötigter Gebrauchsgegenstand“, das war kein „Plündern“! *Kommentar Andreas Kern:* Ich erinnere mich an Alexanders Erzählungen: Das Haus war von den Bewohnern auf der Flucht vor den Deutschen überstürzt verlassen worden – das Besteck lag noch auf dem vollständig gedeckten Esstisch. Alexander nahm den Löffel, weil er ihn dringend brauchte, denn er hatte sein eigenes Essbesteck verloren.

Jeden Abend schliff ich meinen Löffelstiel aufs Neue scharf, bevor ich ans Brotschneiden ging. Da mußte nun ein mäßig großer Brotlaib in 12 Teile geteilt werden. Wie oft habe ich im Stillen gedacht: „Zum Glück in 12 Teile; stell dir mal vor, du müßtest 7 oder 13 gleiche Teile schneiden!“ Also erstmal halb durch, Augenmaß ist alles! Dann jede Hälfte in 3 Teile: dafür hatte ich mir aus Holz einen Meßstab angefertigt mit Hilfe eines Zollstockes, den ein Kamerad im 3. Unteroffizierszelt besaß und auslieh. Die 12 Teile des Brotes wurden begutachtet von den elf und zögernd als gleichwertig, das ist: gleichgewichtig anerkannt.

Die zu verteilende Marmelade verteilte ich – nun mit der Spitze/Kelle meines Löffels – auf die verschiedenen Brotstücke, ähnlich ein andermal die Wurstscheibchen oder die Käsestückchen (die meistens durch 12 nur homöopathische Dosen ergaben). So, das war die



Der Alpacca-Löffel
Links: Im Profil des Stiels gut zu erkennen: die flachgeklopfte linke Seite



Unter- und Oberseite des Löffelstiels

allgemeine Teilung.

Nun müßte man annehmen, daß ich nun jedem seine Portion in die Hand geben würde – weit gefehlt; es bestand ja die Gefahr, daß ich jemanden begünstigte, ihm einen besonders guten Happen zuschob.

Also setzte sich einer auf die Schwelle des Zeltes, Kopf nach außen. Ein zweiter stellte sich neben die fertigen Portionen, zeigte auf eine und fragte den, der die Portionen nicht sehen konnte: „Wer soll diese Portion haben?“ – und so bei jedem Stück Brot mit Zukost. Erst dann war jeder zufrieden und das Essen konnte beginnen: es dauerte nur einen Bruchteil der vorangegangenen Zeremonie; mit den Augen hatte jeder schon längst alles verschlungen!

Bei der mittäglichen Suppe war ich stark entlastet: sie war von der Kelle des Kochs abhängig, der sie austeilte. –

Die Wahl seiner Tätigkeit in der Freizeit war jedem freigestellt. Viel begnügten sich 2 Stunden lang mit der Diskussion über die Mittagessen-Aussichten. Mir was das zu dumm¹³, ich ging

¹³ In der Arbeitsfassung heißt es: In unserem Zelt der Feld- und Oberfeld- bzw. Stabsfeldwebel = „Spieß“ in Rennes war es mir bald uner-

zu verschiedenen Sprachkursen, die in Rennes von guten Lehrkräften, zum Teil Universitätsprofessoren und Dozenten, regelmäßig abgehalten wurden. Englisch und Französisch trieb ich selbstständig, neu und hochinteressant waren für mich die Angebote: Hebräisch, Koine-Griechisch¹⁴ (Neues Testament) und Russisch. Mein Schreibpapier war meistens gelbbraunes Klopapier. – Diese meine Beschäftigung fand bei meinen durchweg nur 2sprachigen Zeltgenossen (deutsch und Dialekt – plattdeutsch) nur Hohn und Ablehnung. Ihr Motto: „So'n Blödsinn: Fremdsprachen! Wir sind im Krieg doch auch mit Deutsch ganz gut ausgekommen, überall; und jetzt kommen wir sicher bald nach Hause, wenn dieser Mist hier vorbei ist, doch wieder nach Deutschland – wozu da denn noch Sprachen lernen; brauchen wir gar nicht!“ Und nach dieser Ablehnung waren sie bald wieder bei ihrem Thema I. Eines Tages schrieb ich groß und deutlich auf einen Zettel am Zeltpfosten:

Leben wir, um zu essen, oder essen wir, um zu leben?

träglich. Ich war froh, in meinen 4 oder 5 Sprachkursen eine komplizierte, oft schwierige Abwechslung gefunden zu haben.

¹⁴ Griechische Umgangssprache im Zeitalter des Hellenismus (300 vor bis 600 nach Christus)

Jeder, der das Zelt betrat, sah den Zettel und las ihn; dann guckte er erstmal automatisch zu den schon im Zelt Sitzenden und peilte die Lage: jeder spürte sofort, diese Frage ging über ihr Thema I weit hinaus. Sollte er sich nun lächerlich machen oder nur ablehnen?

Bald war das Gros der Zeltbesatzung böse, daß man ihnen diese Frage stellte, die sie irgendwie unruhig machte. Aber keiner der Leser bezog Stellung: a) pro oder b) contra; schließlich fanden sie doch einen Ausweg: sie erklärten en bloc: die Frage sei falsch gestellt, sie wäre so was Ähnliches wie „Wissenschaft“ oder „Fielosofi“, und den Quatsch glaube doch kein normaler vernünftiger Mensch. Ich griff das auf und sagte: ein

Perfekt. שׁוּב

		Suffix	Stamm		
אני	שׁוּב	קָטַלְתִּי	3. max.	Singu Lar	
אתה	שׁוּב	קָטַלְתָּ	3. fern.		
הוא	שׁוּב	קָטַלְתָּ	2. max.		
אנחנו	שׁוּב	קָטַלְתֶּם	2. fern.		
אתם	שׁוּב	קָטַלְתֶּם	1.		
<hr/>					
אני	שׁוּב	קָטַלְתִּי	3. max.	PLU val	
אתה	שׁוּב	קָטַלְתָּ	3. fern.		
הוא	שׁוּב	קָטַלְתָּ	2. max.		
אנחנו	שׁוּב	קָטַלְתֶּם	2. fern.		
אתם	שׁוּב	קָטַלְתֶּם	1.		
הם	שׁוּב	קָטַלְתֶּם	1.		

normaler vernünftiger Mensch, und das wären wir doch alle, würde sich immer für die Antwort b) entscheiden, denn das wäre zweifellos die positive. Diesem Argument war aber die Denkfaulheit der Masse im Zelt nicht gewachsen. Man ärgerte sich nur und gab mir die Schuld an diesem Ärger. Auf die Idee, objektiv das Thema zu erörtern oder gar zu diskutieren, kam keiner dieser „höheren“ Unteroffiziere.

Fangfrage: „Kennen Sie den Unterschied zwischen ‚Denken‘ und ‚Dösen‘? Nein?? Das dachte ich mir!“

**Aus Alexander Kerns
Notizbuch – Sprachstudium im
Lager Rennes:
Konjugation des hebräischen
Verbs „töten“**

Nachrichten aus der Heimat:

Schlimm war für uns Gefangene die Ungewißheit über unsere Lieben in der Heimat. Ich hörte – gerüchteweise –, daß die russische Armee Pommern bei Köslin abgeschnürt hatte, es also keinen Rückzug nach Westen von Lauenburg in Ostpommern mehr gab. Ich hoffte, Maria würde per Schiff noch über Danzig herauskommen.

In der Tat floh sie am 9. März 45 aus Lauenburg nach Osten und entkam mit einem Minensuchboot aus Pillau unter dauerndem Artillerie-Beschuß der Russen. –

Aber ich bekam nie Nachricht von Maria – 10 Monate lang!

Mein Schreibtisch und meine Bibliothek im Gefangenenlager

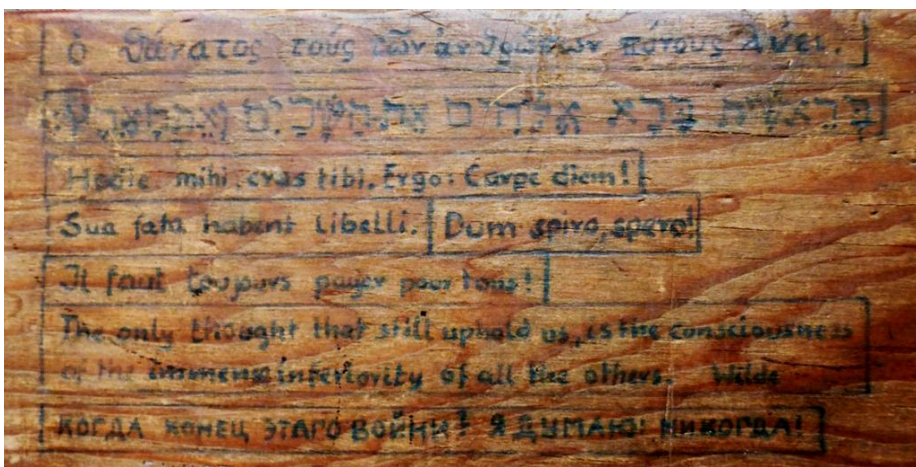
Ein ganzes Jahr – März 1945 bis März 1946 – hatte ich (hatten wir) in unseren Zeltunterkünften keinen Tisch und keinen Stuhl. Alles ging auf der Erde sitzend vor sich. Wenn ich nicht mehr auf dem Lehmfußboden sitzen mochte, was nur mit hochgezogenen Knien möglich war, mußte ich mir – außerhalb

Alexander Kerns Schreibbrett aus dem Lager Rennes



des Zeltens – in den harten gelben Lehm ein „Füßelloch“ graben; es mußte schätzungsweise 60 Zentimeter tief sein (Länge des Unterschenkels), dann konnte man „normal“ sitzen. Dies war aber nur in dem schönen sonnigen Sommer 1945 möglich – später im Herbst und Winter war das unmöglich = man wäre im Schlamm versunken.

Mit den Füßen im Erdloch war es dann auch möglich, im Sitzen zu schreiben, aufzuzeichnen, was wir in den Sprachkursen der Professoren und Dozenten aus Tübingen und Göttingen hörten und lernten, vor allem in den Sprachen



Die Zitate auf dem Schreibbrett

wir hatten ja Zeit – reichlich. Dies Schreibbrett habe ich heute noch. Zur Erinnerung an dieses Gefangenenjahr habe ich damals Zitate eingeritzt in den Sprachen, mit denen wir uns damals beschäftigten.

Die Zitate beginnen mit einem Satz in der griechischen Sprache:

Griechisch	ὁ θάνατος τοὺς τῶν ἀνθρώπων πόνους λύει
gesprochen	ho thánatos tūs tōn anthrōpōn pónūs lūei.
übersetzt	Der Tod löst alle Pein der Menschen.

Hebräisch, Griechisch und Russisch. Es waren übrigens hervorragende Gelehrte, um die wir uns jeden Nachmittag für 2 Stunden versammelten. Für unsere Aufzeichnungen hatten wir nur gelb-braunes Klopapier, das reichlich geliefert wurde. Wir waren den Dozenten sehr dankbar, daß sie uns mit ihrem Unterricht halfen, die leeren Stunden des langen Tages sinnvoll auszufüllen. Es fehlte mir aber ein Schreibtisch, eine Schreibunterlage, ein Schreibbrett. Aus den Abfallgruben der Lagerküche suchte ich mir Pappstücke und Brettchen heraus. Ich fand ein glattes Sperrholz von ca. 20x30 Zentimeter Größe. Ich glättete die rauhen Kanten mit Sand, einem feuchten Lappen und größere Unebenheiten mit einem Sandstein. Solche „Arbeiten“ dauerten im Lager oft mehrere Tage, aber

Hebräisch	אֵת הַשָּׁמַיִם	אֱלֹהִים	בָּרָא	בְּרֵאשִׁית
gesprochen	ha schamajim ät	älohim	bara	Bereschit
übersetzt	den Himmel	Gott	schuf	Im Anfang
	הָאָרֶץ:	וְאֵת		
	ha aráz	ät wa		
	die Erde.	und		

Latein	Hodie mihi, cras tibi; ergo: carpe diem!
übersetzt	Heute mir, morgen dir; also: nutze den Tag!

Latein	Sua fata habent libelli. Dum spiro spero.
übersetzt	Bücher haben ihre Schicksale. Solange ich atme, hoffe ich.

Französisch	Il faut toujours payer pour tous.
übersetzt	Man muß immer für alles bezahlen.

Englisch	The only thought that sustains one through life is the consciousness of the immense inferiority of all the others. ¹⁵
übersetzt	Der einzige Gedanke, der einen durchs Leben aufrecht erhält, ist das Bewußtsein von der ungeheuren Minderwertigkeit der anderen.

Russisch	КОГДА КОНЕЦ БУДЕТ ЭТАГО ВОЙНИ? Я ДУМАЮ: НИКОГДА!
übersetzt	Wann (endlich) wird dieser Krieg zu Ende sein? Ich glaube: niemals!

Hier möchte ich eine Liste einfügen der Bücher, die ich durch die Plünderung in Müllenbach gerettet habe, da ich sie vorher in den inneren Taschen meiner Feldbluse versteckt hatte. (Die größeren Bücher meiner Ledermappe hätte ich dort nicht unterbringen können).

¹⁵ Im Original: „The only thought that sustains one through life is the consciousness of the immense inferiority of everyone else.“ (Oscar Wilde, „The Remarkable Rocket“)

- 1) Die Senfkornbibel, aus der württembergischen Bibelgesellschaft, Stuttgart. Das „Senfkorn“ stammt aus dem Neuen Testament, Matthäus, 13,31: „Das Senfkorn, welches das kleinste ist unter den Samen.“ Sie hat sehr kleine Typen. Maria schenkte sie mir im Sommer 1940 und ich habe sie während der 6 Kriegsjahre dreimal ganz durchgelesen.
- 2) Der helle Ton, ein Gesangbuch der Evangelischen Jugend aus dem Burkhardt-Verlag. Ich memorierte hieraus die Texte von 54 Liedern auswendig.
- 3) Ein altfranzösisches Stundenbuch von 1532
Titel: „Hore in laudem gloriosissime virginis Marie, secundum usum Romanum, Paris, Germain Harduin.“ Mit 16 Holzschnitten und handkolorierten Initialen. Diese wertvolle Buch habe ich in Paris 1944 bei einem Bouquinisten erworben.¹⁶ In Hamburg ließ ich es 1955 versteigern, da ich dringend ein gutes Klavier benötigte – bei Hauswedell. Es wurde versteigert für 1.150,- DM.
- 4) Noten-Notizbuch mit sehr engen Notenlinien; ich kaufte es 1940 in Warschau in der Úlica Krakówska. Es ist

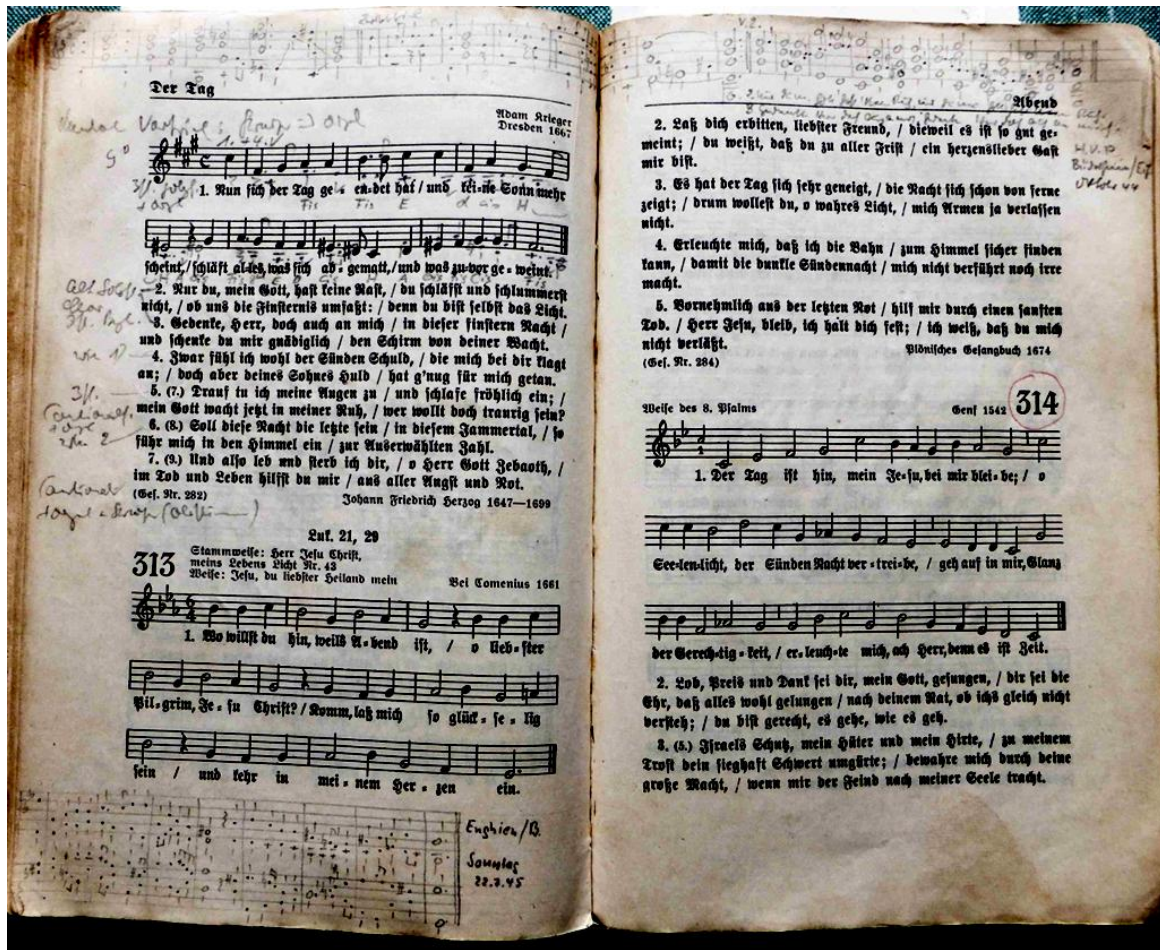
¹⁶ Bei einem späteren Eintrag in der Arbeitsfassung streicht Alexander Kern „in Paris erworben“ durch und schreibt stattdessen: „aus dem brennenden Schloß Monthuchon“: Er rettete das Buch aus dem zerbombten Schloss beim Angriff auf den HVP am 24. Juli 1944.

In das Liederbuch „Der helle Ton“ schrieb Kern auf vielen Seitenrändern Lied-/Orgelsätze. Hier: Oktober 1944 (oben), Juli 1945 im Gefangenenlager Enghien (unten links)

voller eigenen Kompositionen: Orgel-Partiten, Motetten, Kantaten, Cantional-Sätze.

5) Ein Sprachen-Notizbuch

Hier im Stalag Rennes gelang es mir auch (und das war ein großer Glücksfall!), ein schabiges altes Notizbuch, einen Kalender mit 170 Seiten, aber unbeschrieben, einzutauschen von einem Kameraden: für die hohe Summe von zwei ganzen Tagesrationen Brot. Das war ein sehr hoher Preis = ich habe das Notizbuch damals sozusagen erhungert. Diese vielen Seiten freies Papier habe ich dann monatelang benutzt für Aufzeichnungen (Vokabeln, Grammatik, kurze Aufsätze) in den Sprachen: Russisch, Hebräisch, Griechisch und auch Lateinisch, Englisch und Französisch, soweit ich nicht auf Klo-Papier schon Extrahefte angelegt hatte. In diesem alten Notizbuch zeichnete ich auch einige alte Münzen ab, die ich in Paris vor Jahren in den Antiquitätenläden im



Stadtviertel St. Sulpice gekauft hatte, meistens zu geringen Preisen.

Es handelt sich um sechs alte französische Münzen aus der Bretagne, Lothringen und eine römische Münze mit dem Januskopf. Es existieren von allen 7 Münzen bei mir nur noch diese Zeichnungen, die Münzen selbst gingen bei Filzungen (?) verloren.¹⁷ Durch die Gefangenschaft rettete ich aber einen goldenen 20 Francs Napoléon-d'or von 1804.

Über unsere Sprachkurse:

Nach Überwindung der Anfangsgründe im Lesen und der Wortkunde übersetzten wir Einzelsätze aus dem Alten Testament, der Genesis und Verse aus den Psalmen. Im Griechischen spielten neben Leseübungen die

¹⁷ Vermutlich hatte Alexander zu diesem Zeitpunkt ein Detail vergessen, das er am 25. Juni 1946 in einem Brief an seine Frau Maria beschreibt: Er hat die wenigen ihm verbliebenen Münzen nach der Rückkehr in Itzehoe einem Buchhändler überlassen, von dem er im Tausch den Grundstock einer neuen Privatbibliothek bekam.



Eine Seite aus dem kostbaren Stundenbuch

komplizierten Formen der Konjugation (zum Beispiel παιδεύω) eine große Rolle, bevor wir zu leichten Sätzen aus dem Neuen Testament, Apostelgeschichte, kamen. Im russischen Fortbildungskurs fertigten wir schon kleine Abhandlungen über unser Gefangen-Lagerleben an; und im Englischen lasen wir Proben aus Oscar Wildes Novellen und im Französischen aus Alphonse Daudet „Lettres de mon moulin“ = die beiden letzteren Dichtungen kaufte ich mir später, nach dem Kriege, im Urtext.

Lagerchor = Männerchor

Mit sangesfreudigen Mitgefangenen gründete ich noch im Frühjahr 1945 im Lager Rennes auf Wunsch eines der evangelischen Pastoren, die sofort Erlaubnis bekamen, Gottesdienste und Andachten zu halten, einen Männer-Kirchenchor, zu dem sich immer ca.

40 gute Tenor- und Baßstimmen zusammenfanden. Wir übten fast jeden Nachmittag eine Stunde in einer abgelegenen Ecke des „Compound's“ = Teillager Nr. 12.¹⁸

Die Noten schrieb ich aus dem Gedächtnis (auf Klo-Papier) und vervielfältigte sie (siehe Beispiell!). Angefangen haben wir mit 3stimmigen Kanons wie „Danket dem Herrn“, „Vom Auf-

¹⁸ In dem Liederbuch „Der helle Ton“, das Alexander Kern während der Gefangenschaft bei sich hatte, steht als Nr. 359 das Lied aus dem 16. Jahrhundert:

- 1) Wir zogen in das Feld,
Wir zogen in das Feld,
Da hätten wir weder Säckl noch Geld.
[Refrain] Strampede mi a la mi presente
Al vostra signori [Trompetet mi-a-la-mi, erscheint zur Muste-
rung].
- 2) Wir kamen vor Siebentod [italienische Stadt],
da hätten wir weder Wein noch Brot.
- 3) Wir kamen vor Friaul,
da hätten wir allesamt voll Maul [Überfluss].

Anschließend unten auf der Seite Alexander Kerns Bleistiftnotiz:

5.45 in Rennes PW Lager sang der Chor des Lagers 8:

- 4) Wir kamen auch nach Rom,
Da gingen wir in den Petersdom.
- 5) Dann kamen wir nach Rennes,
da wollten wir eigentlich nicht hen ...
- 6) Und kommen wir nach Haus,
dann ist dies Hungerleben aus.

Napoléon d'or von 1804 – Durchmesser: 2 Zentimeter (Foto: National Numismatic Collection, National Museum of American History)



gang der Sonne“, „Herr bleibe bei uns“, „Singet dem Herrn“, „Gottes Wort bleibet in Ewigkeit“ und ähnlichen. Später liturgische Sätze wie: „Allein Gott in der Höh“ und „Sanctus“ und „Ave verum“. Gleich am nächsten Sonntag sangen wir im Gottesdienst abwechselnd im evangelischen Gottesdienst und in der katholischen Messe. Vor allem aus dem „Kohlenpott“, dem Ruhrgebiet, kamen ausgezeichnete Tenöre in unsern Chor und trotz der „miesen“ Umgebung sangen die Männer gern und gut!¹⁹

¹⁹ Aus der Arbeitsfassung: Das Singen lenkte die Kameraden ab von der Langeweile des Lagerlebens, denn Arbeit gab es nicht für uns. – Ich selbst habe in dieser Zeit eine Fülle von Sätzen meist über Kir-

Raucher

Schlimm waren die passionierten Raucher im Lager dran: es gab nichts zu rauchen. Die einzige – ganz üble – Möglichkeit, an etwas Tabak zu kommen, war folgende: Die amerikanisch-polnischen Wachposten auf dem Wachtürmen ca. alle 50 Meter am Doppelzaun aus Stacheldraht, meistens 2 Mann, rauchten „am laufenden Band“ und warfen am Ende der Zigarette die „Kippe“ in unser Compound herunter, um sich dann darüber zu amüsieren, wie die POWs sich darum rauffen. Wenn nun einer der Berufsraucher unter den deutschen Gefangenen eine solche widerliche Kippe ergattert hatte, die er

chenlieder komponiert. Unter meinen Papieren von „damals“ fand ich auch ein 4seitiges Blatt mit mikroskopisch kleinen Noten, aus dem Gedächtnis aufgeschrieben: ein Klavier-Partitur auszugsweise des Violinkonzertes in D von Beethoven! Zusätzlich zu dem Auswendiglernen von Chorälen versuchte ich englische, französische und lateinische Lyrik aus meinem Gedächtnis zu „graben“, waren es Verse (Hexameter) aus den „Metamorphosen“ von Ovid oder aus dem Französischen die wunderbaren Verse Verlaines über den Mondschein im Wipfel der Bäume, oder waren es Verse Shakespeares aus „Julius Caesar“, ganz abgesehen von den wunderbaren Versen des Hamlet-Monologes, den ich vollständig hinten in mein Liederbuch „Der helle Ton“ hineinschrieb in winziger Schrift = um Platz zu sparen.

Männerchorstimme 1. Tenor, damals aus dem Gedächtnis aufgeschrieben und für den Chor handschriftlich kopiert

Dussbruch, ich muss dich lassen I. Tenor
H. Isaac 1512

1. Dussbruch, ich muss dich las-sen ich fahr da hin
2. Im allen maginnu Ta-ten lass ich den Höchst-
3. Es kann mir nichts ge-sche-hen als was er hat

1. mein strassen in freude lauda-hin mein freud ist mit
2. steu va-ten, dov alles kann u. hat. er muss in al-
3. ev-se-hen und was mir sulig ist. Ich nehme es wie

1. ge-nom-men die ich nit weiss bekom-men, wo
2. -lan die-son, solls anders wohl ge-lin-gen mir
3. ev's ge-bät, was ihm von mir be-lie-bet das-

1. ich im E
2. selber ge- ben Rat und Tat.
3. selbe hab ich auch ev-kiest.

Hinunter ist der Sonnen Schein M. Verhulius (Riegel)

Hinunter ist - der Sonnen Schein die finstere
Nacht - bricht starr herein, Leucht uns, Herr Christ, du
wah-ves Licht, lass uns im Fin- stern tappen nicht

Canon: Sanctus

san- ctus, san- ctus, san- ctus, san- ctus, san- ctus, san- ctus.

Clemens non Papa 16. J.

Christ lag in Todesbanden

Vors 4

I. Man.
I. cf.
Chor
Violino
Peda.

so feiern wir dies heile Fest, mit Herz und Hand und Stimme der dankb. Heil. Bräutigam.

Chor
Violino
Peda.

Lebet in uns Herz und Hand, die Sünder sind erlöst. Hallelu- ja!

Chor
Violino
Peda.

Vors 6

Violinen

Vorspiel

I. Man.
II. Man.
Orgel
Peda.

"Nun Komm, der Heiden Heiland"

aus dem Dreck aufklaubte, tat er oft trockenes Gras zwischen den „aufbröselten“ Tabakrest und rauchte das Ganze!

2x machten ein Kamerad von mir und ich uns den Spaß, als wieder so eine Kippe vom Wachturm fiel (vor unsere Füße), daß wir demonstrativ diese unter unsern Schuhsohlen zu Staub zertraten und damit den Wachposten das erniedrigende Schauspiel der Rauferei der „Jerries“ um das, was sie ausgespuckt hatten, „vermasselten“. –

Sonntag 29.1.46
Waldsee Camp

V.

Violin

Vors 6

Chor
Violino
Peda.

Lob sei Gott, Lob sei Gott d. Vatergott, Lob s. Gott sein einzigem Sohn, Lob s. Gott dem heiligen Geist, lobet u. in ewigkeit Amen

Chor
Violino
Peda.

Lob sei Gott d. Vatergott, Lob s. Gott sein einzigem Sohn, Lob s. Gott d. heiligen Geist, lobet u. in ewigkeit Amen

Chor
Violino
Peda.

Lob, lob sei Gott, lob sei Gott, Vatergott, lob sei Gott, d. einzigem Sohn, Lob s. Gott d. heiligen Geist, lobet u. in ewigkeit Amen

Vors 1

Chor
Orgel

2. Stimme

Nun komm der Heiden Heiland, der angesehnen Heilbrunn, dessen Wohlgeruch alle Welt, dem sich Gebirg im Instet, folgt

Melodie von Johann Sebastian Bach, Hymnus: Nun danket alle Gott
Lupfer 1824

Englisch
28.1.46

Aber es gab noch den Tauschhandel mit den Patrouillen, die mit Wachhunden zwischen dem Doppelzaun ums Lager pendelten. Die „Rauchsüchtigen“ vertauschten oft ihre Tages-Brot-Ration für 2 bis 3 „aktive“ Zigaretten, das heißt: fabrikneue „Camel“, die man ab und zu über die Stammmannschaften in den Kochbaracken am Tor einhandeln konnte, oder für 6–8 Zigaretten, die aus Kippenresten und Zeitungspapier zusammengedreht waren. Am Tor konnte man oft beobachten,

Oben: Sätze aus meinem Notenheft 1942–1946
(Originalformat 17x12,5 Zentimeter)

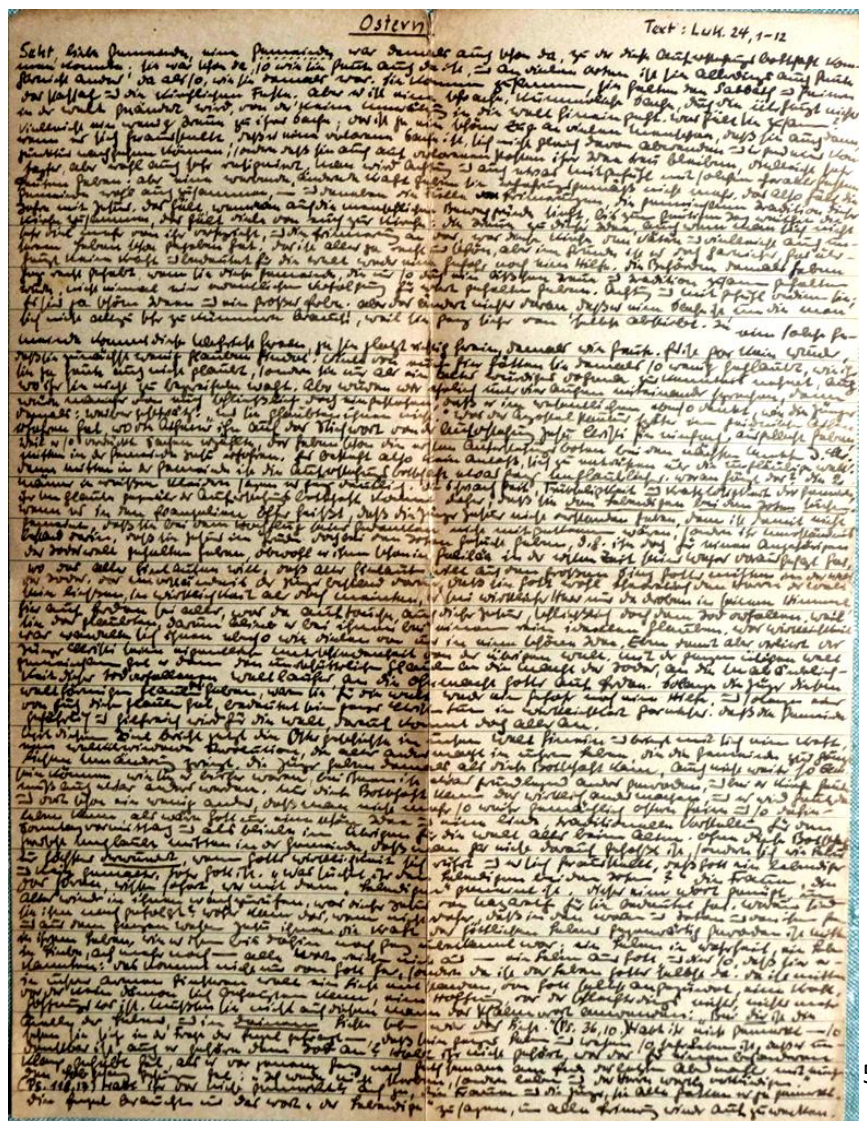
wie Wertsachen für eine Schachtel Zigaretten umgetauscht wurden. Einmal sah ich, wie ein hohläugiger, schwächlicher deutscher Gefangener seinen Eherring durch den Zaun reichte und der Ami ihm 2 Schachteln „echte“ „aktive“ Zigaretten dafür gab. –

Auch Mittagessen wurde gegen Rauchwaren im Lager getauscht die süchtigen Raucher waren oft so erschreckend geschwächt und abgemagert, daß sie Erkältungen nicht überstanden. –²⁰

Wenn man die Gefangenenkost wirklich aß, konnte man im Stalag Rennes sein derzeitiges Gewicht und seinen Gesundheitszustand einigermaßen halten. – Leider blieb es nicht so = im Juni 1945 wurden wir nach dem Sammellager Rheinberg (bei Wesel auf den Rheinwiesen) „transferiert“.

Erhalten sind auch mehrere Abschriften von Predigttexten, die Kern im Lager anfertigte – in winziger Schrift, sodass eine komplette Predigt auf einen Bogen (ca. DIN A4) passte

²⁰ In der Arbeitsfassung findet sich der Zusatz zu den abgemagerten Rauchern: Die „Parole“ (Lagergerücht) dann: „Der landet wohl bald in Compound 12“ – dort wurden die gestorbenen POWs begraben (La Hulpe, ab September 45).



19. Dezember

pour bouchelle
A: KRANOIT... A ORAT BRITANORVM
R: BE NE DICTVM SIT NOME(N) D(OM)INI
Vient Quatrebovier Liliem

20. Dezember

A: IOHANNES BRITONVM DVX R: (EX FRANCOPIA) Wappen der Bretagne
R: SIT NOME(N) D(OM)INI BENEDICTVM

A: Juxta u. IOHANNES DVX LOT(RINGIAE) BRABANTIAE
Aussen u. SIT NOME(N) D(OM)INI NOSTRI DESV XRISTII
BENE DICTVM
R: MONETA BRABAN[TIAE] Flamm. Löwe R. Aders

A: Janus-Kopf AGN
R: Schiffsbug IMP(ERIVM ROMANVM)
Zeit: Röm. Republik ca 100 v. Chr. Geb.

22. Dezember

A: D(OMINUS) I(ESVS) X(RISTVS) ?
DSX ?
BRITANORVM N.....
R: MONETA RIRV*
RIT ?
Zeit: Kreuzfahrer 12 J.

A: PALATE X I LA O HES
R: DVX HAR ECO V F ?
Zeit: ca. 1200

26. Dezember

A: BRITAN I NARO DT
R: RBMONI MONET
N₂ ?
Zeit: ca. 1200

Aus dem Notizbuch: antike Münzen, die Alexander Kern damals besaß, von ihm abgezeichnet in amerikanischer Gefangenschaft in Rennes

Sammellager Rheinberg ^b/Wesel

Zitat aus Paul Carell / Günter Böddeker, „Die Gefangenen“
Ullstein-Verlag 1981, Seite 147–159

Rheinwiesenlager

Der Obergefreite Hans Friedhelm sah, wie 14jährige Flakhelfer verhungerten.

Der Volkssturmmann Werner Ebenbacher sah, wie deutsche Soldaten in den Schlamm fielen und erstickten, weil ihnen die Kraft fehlte, sich zu erheben.

Der Panzerjäger Jürgen C. Otto sah, wie deutsche Soldaten Kameraden in Jauchegruben warfen.

Der Fahnenjunker Benno Tins beneidete einen Kameraden, einen 20jährigen Fliegersoldaten, um dessen Blinddarmschmerzen, weil sie den Transport in ein Lazarett bedeuteten.

Der Heeresverpflegungsamtsleiter Marzell Oberneder lebte monatelang mit fünf Kameraden in einer selbst gegrabenen Lehmgrube, die drei Quadratmeter groß war.

Der Leutnant Willi Willers vom Magdeburger Pionierbataillon 4 kampierte rund zwei Monate in einem Ackerloch. Er sah die in den Schlammboden getretenen Hunger-Toten, von denen zuweilen ein Arm, ein Bein aus dem Boden ragte.

Dies alles hat sich zugetragen im Frühjahr und Sommer 1945 am deutschen Rhein. An den Ufern des Stromes und seiner Nebenflüsse, zwischen Rheinberg in der Nähe von Wesel im Norden und Bad Kreuznach im Süden, waren mehr als eine halbe Million Soldaten der Deutschen Wehrmacht auf Äckern und Wiesen zusammengetrieben, von Drahtverhauen eingezäunt, allesamt Gefangene der Amerikaner.

Die Weltgeschichte kennt keine größere Ballung von Gefangenen auf so wenigen Quadratkilometern. Hier auf den feuchten Wiesen der Rheinniederung pferchten



die Sieger aus Amerika die Soldaten der geschlagenen deutschen Armeen zusammen. Drei Namen stehen vor allen für alle Zeiten als geographische Standortbestimmung der Wiesenlager in den Chroniken der Kriegsgefangenengeschichte: Rheinberg, Wickrath und Remagen.

Es waren zuerst die Soldaten der Heeresgruppe B, die

im Ruhrkessel die letzte Schlacht an der Westfront geschlagen hatten und hier zusammengetrieben wurden. 19 deutsche Divisionen wurden zerschlagen: 325.000 Mann gaben sich zwischen dem 15. und 20. April 1945 gefangen.

Aber auch von den anderen deutschen Frontabschnitten – aus Bayern, von der Elbe, aus Thüringen – brachten die Amerikaner ihre Gefangenen, die sich ihnen während der letzten Kämpfe in Deutschland ergeben hatten, in die improvisierten Lager am Rhein.

Und nahezu jeden Deutschen männlichen Geschlechts, der verdächtig schien, eine Waffe tragen und abfeuern zu können: Im Lager Heidesheim gab es Greise und Jungen von unter 14 Jahren, die nur Schlafanzug oder Hose und Unterhemd anhatten, da sie wegen Werwolfverdachts nachts verhaftet und abtransportiert worden waren.

Der Soldat Hans Friedrich, Obergefreiter der Panzergrenadierdivision „Großdeutschland“, fiel ebenfalls in Thüringen den Amerikanern in die Hände und landete am Rhein auf einem Kleefeld.

Der Schütze Jürgen C. Otto, Soldat einer Panzerjägerabteilung, war 17 Jahre alt, als er sich am 12. April in Altenburg in Thüringen amerikanischen Panzertruppen ergab. Ab an den Rhein!

Der Heeresverpflegungsamtsleiter Marzell Oberneder wurde von Amerikanern in Regensburg gefaßt und mit

dem Lastwagen an den Rhein transportiert.
Der Volkssturmmann Werner Ebenbacher geriet zwischen Soest und Lippstadt – schon ohne Waffen – vor die Läufe eines amerikanischen Suchtrupps: Ab zum Rhein!

Oberwachtmeister Otto Lippens, Zugführer in der Panzernachrichtenabteilung 458, ergab sich im Ruhrgebiet bei Solingen am 20. April den stürmenden US-Truppen: Zum Rhein!

Pionierleutnant Willi Willers vom Pioniersatzbataillon 4, damals 22, aus Hildesheim, wurde am 18. April in Magdeburg von der 9. US-Armee gefangen und über das berüchtigte Zwischenlager im Stadion von Brackwede bei Bielefeld an den Rhein transportiert.

Benno Tins, Fahnenjunker in einem Panzerjagdkommando, wurde am 16. April bei Bernburg an der Saale gefangen, gefilzt und ausgeplündert – ein Los, das nahezu allen widerfuhr – und auf einem Lastwagen weggekartt. Einer auf dem Lastwagen kam aus dem Lazarett Altenburg in Thüringen.

Die Soldaten der Sieger rissen den Gefangenen die Orden von der Uniform und schnitten ihnen die Ordensbänder ab. Der bei Eisleben gefangene Heinz Feise aus Bremen: „Die Amerikaner nahmen uns die Armband- und Taschenuhren ab. Der US-Soldat, der mir meinen Ehering vom Finger zog, hatte an seiner

Uniform einen Bindfaden, auf dem bereits 30 bis 40 Ringe aufgezogen waren.“

Im Lazarett Altenburg in Thüringen ließ sich ein Soldat der US-Armee von den gefangenen Verwundeten die Arme zeigen, um an den ungebräunten Hautstellen zu erkennen, ob Uhren versteckt worden sind.

Ein deutscher Soldat, gefangen in der Nähe von Idar-Oberstein, berichtet der Wissenschaftlichen Kommission der Bundesregierung für Kriegsgefangenenfragen über die Augenblicke nach der Entwaffnung durch die US-Truppen: Die Amerikaner schlugen die Deutschen, traten sie, ohrfeigten sie. Sie traten auch dann noch, als die Deutschen unter Schlägen und Tritten zusammengebrochen waren. Der Gefangene laut Bericht der Wissenschaftlichen Kommission: „Dann Abnahme sämtlicher Gegenstände. Das begehrteste Objekt war die Uhr, vornehmlich Armbanduhren. Ich selbst habe Amerikaner gesehen, die acht oder mehr Uhren an einem Arm hatten.“

Noch lange nach der Kapitulation waren deutsche Gefangene ungehemmtem Haß ausgesetzt. Ein Sergeant der US-Armee riß im Lager Garmisch einem beinamputierten SS-Mann die Prothese ab „und knüppelte damit den Unglücklichen zu Boden“, wie es in den Dokumenten der Wissenschaftlichen Kommission heißt.

Die Sieger trieben ihre Kapitulationsgefangenen auf Lastwagen. Sie fluchten „Bloody Heinis“ und brüllten

die allen Gefangenen bekannte Formel: „Mak snell, let's go! Snell, snell!“

Die Lastwagen rollten Richtung Rhein.

Die deutschen Soldaten am Rhein, denen es zunächst als glückliche Fügung erschienen war, in die Hände der Amerikaner und nicht der Sowjets gefallen zu sein, erlitten in diesem Sommer 1945 ein Schicksal, das ihnen so schlimm erscheinen mußte wie russische Gefangenschaft, wenn nicht schlimmer.

Die ungeheure Menge von Menschen hinter den Stacheldrahtzäunen überforderte die Versorgungsmöglichkeiten der US-Armee. Im Bericht der Wissenschaftlichen Kommission der Bundesregierung heißt es: „Die Versorgung der eigenen Truppe hatte den Vorrang, auch die Zivilbevölkerung hungerte.“

„Nach der bedingungslosen Kapitulation befanden sich in den von den Westmächten besetzten Teilen Deutschlands mehr deutsche Truppen als amerikanische ...“

Als die Zählung der Kriegsgefangenen im Juni 1945 beendet war, gab das alliierte Hauptquartier bekannt, 7.614.794 „Kriegsgefangene und entwaffnetes Militärpersonal“ seien eingebracht worden, wovon sich „4.209.000 zur Zeit der Kapitulation bereits in Gefangenschaft befunden hätten ...“

Monatelang vor, besonders aber nach dem Mai 1945 galt es zu improvisieren, um eine Katastrophe zu ver-

hindern. Die Katastrophe ist, trotz allem Elend, das hinter dem Stacheldraht zu beobachten war, verhindert worden; das befürchtete Massensterben blieb aus. Insofern unterscheiden sich die Vorgänge in den westlichen Sammellagern von denen im Osten 1943/44. Aber auch das wesentlich größere Potential der Amerikaner an Vorräten und Transportmitteln konnte den Hunger nicht ausschließen.

Für die Gefangenen in den Lagern am Rhein aber bedeutete die Unfähigkeit der Amerikaner, sie zu versorgen, ein Elend, für das die gefangenen Soldaten selbst Bezeichnungen fanden wie „Feld des Jammers“ und „Hölle von Kreuznach“.

Im Bericht der Wissenschaftlichen Kommission heißt es:

„Massen wurden nicht nur mobilisiert, beherrschten nicht nur die Schlachtfelder, sondern litten auch hinter Stacheldraht ...

Kriegsgefangenschaft war nie ein Paradies. Im und nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie zu einem Risiko, das oft nicht geringer war als die Teilnahme am Kampf.“

Die Lager am Rhein – das war einfach Land mit Stacheldraht rundherum. Später kamen ein paar Zelte dazu, ein paar Baracken – für die Lagerleitung und Küche – und sonst nichts.



Einfach Land mit Stacheldraht. Eingezäunte Feldmark – wie für eine Rinderherde.

Die Gefangenen brachten ihre Tage und ihre Nächte unter freiem Himmel zu. Die meisten hatten weder Mantel noch Decke, noch Zeltplane. Innerhalb von 14 Tagen waren die meisten Bäume, viele Hecken und alte Hüttenruinen weg und zu wärmenden Feuerstellen oder provisorischen Unterschlupfen hergerichtet, vor al-

lem zum Überdecken der Erdlöcher verwandt, in denen die Gefangenen sich verkrochen.

Glücklich, wer einen leeren Verpflegungskarton der Amis erwischte: Ein Loch für den Kopf reingerissen und übergestülpt – Schutz für den Oberkörper gegen Kälte und Regen.

Der Fahnenjunker Tins erinnert sich in seinem Buch „In den Pferchen“ an das Lager Remagen bei Nacht: „Die Umrisse eines riesigen Stacheldrahtlagers tauchen aus dem Dunkel, dem Scheinwerfer helle Fetzen entreißend. Nichts entdecken wir als zahllose kleine Feuerchen, um die ins gespenstische vergrößerte Gestalten drängen.“

Den Gefangenen am Rhein werden auf den Wiesen Streifen zugewiesen. Hier sind sie nun zu Hause. Auf jedem Hektar sind 2000 bis 3000 Menschen untergebracht. Jeder Mann hat 3 bis 5 Quadratmeter Lebensraum. Die Gefangenen suchen in der Erde Schutz. Sie graben Löcher. Sie graben mit den Händen, mit Konservendosen, mit Löffelchen.

Lager Remagen, das allenfalls für höchstens 100.000 Mann Raum hatte, war mit 134.000 Mann vollgestopft worden; das Lager Bad Kreuznach, für das die Amerikaner anfänglich 45.000 Mann vorgesehen hatten, war mit 56.000 Menschen gefüllt. Auf den Wiesen und Äckern um Rheinberg waren mehr als 100.000 Männer zusammengetrieben.

Da lagen sie nun, an den Ufern des Rheins, auf deutscher Erde, ausgeplündert, mit nichts als dem Inhalt des Brotbeutels und viele auch das nicht mal, und starrten in den Frühjahrshimmel.

In den ersten Nächten konnten sie noch die Sterne sehen, und am Tage wärmte ein wenig die Sonne. Ängstlich beobachteten die Männer den Himmel. Würde das Wetter halten? Der Wind aus Osten wehen? Der Wind sprang um. Er schob Wolken heran. Erst fiel nasser Schnee. Dann Regen, dick und schwer.

Der Gefangene Marzell Oberneder in seinem Buch „Wir waren in Kreuznach“: „Der Boden ein klebriger Brei, darüber trübe, platzende Blasen. Alle Glieder starrten in Eis, Zehen quatschen in formlosem Leder. Die Brotbeutel tropfen.“

Ein Gefangener berichtete der Wissenschaftlichen Kommission: „Oben Nässe, unten Schlamm. Man friert wie ein junger Hund und wundert sich, daß man überhaupt noch lebt.“

Wie wildlebende Tiere in der Steppe bei Schneesturm oder Staubwind, so versuchten sich die Gefangenen gegen den Regen zu schützen: Sie steckten die Köpfe zusammen, wie es ein Soldat im Lager Bad Kreuznach beschreibt: „Ich bildete mit zwei Kameraden gewissermaßen eine Pyramide. Wir standen so, die Köpfe dicht nebeneinander, wobei ich meinen Mantel über meinen Nachbarn schlug, um auch ihn vor der durch-

dringenden Nässe zu schützen, bis zum dämmernden Morgen.“

Ein anderer beschreibt, daß der Regen Soldaten den Tod brachte: „... stürzten oft nachts die Erdlöcher ein, und die Gefangenen wurden begraben und erstickten. Einmal kamen so sieben Gefangene auf einmal um.“

Der Regen hielt viele Tage an. Er verwandelte den Boden unter den Gefangenen in Schlamm. Ein Soldat erinnert sich: „Neben mir fiebert einer, ein alter Mann. Er liegt im Dreck. Aber am anderen Morgen ist er schon tot. Da er um sich schlug, sank er tiefer ein, und sein Gesicht ist verklebt. Wenn er nicht an Fieber umkam, dann ist er ertrunken.“ Ertrunken im Schlamm.

Nässe und Kälte forderten in den Lagern am Rhein so viele Todesopfer, weil die Gefangenen durch Hunger geschwächt waren. Der Obergefreite Hans Friedrich von der Division „Großdeutschland“ berichtet: „Zum Essen gab es lange Zeit nur Kekse. Und zwar vier Zeltplanen voll für jeweils 1000 Mann. Mancher bekam für den ganzen Tag nur eine Handvoll Krümel.“

Ein Teil der Kekse, die an die hungernden Gefangenen verteilt wurden, stammten aus verdorbenen Beständen; verdorben, weil bei dem Schiffstransport von USA nach Europa in die beschädigten Blechdosen Seewasser eingedrungen war.

Der Panzerjäger Jürgen C. Otto bekam lange Zeit täglich nur 500 Kalorien. Dabei waren kalorienreiche Rote

Rüben in die Berechnung einbezogen. Der Heeresverpflegungsamtsleiter Oberneder aus Regensburg: „Der Sieger gab uns hochwertigste Kost, jedoch in völlig unzureichenden Portionen. Die älteren Gefangenen schrumpften beinahe zum Skelett zusammen.

Ein Gefangener schildert der Wissenschaftlichen Kommission die Tagesration im Lager Bad Kreuznach Anfang Mai 1945: „3 Eßlöffel Gemüse, 1 Löffel Fisch, 1–2 Backpflaumen, 1 Löffel Marmelade, 4–6 Kekse.“

Im Lager Rheinberg gehörte zum eingezäunten Bereich ein Kleeacker. Die Männer aßen den Acker kahl.

Leutnant Willers berichtet: „Wir zerrieben die Triebe und Blätter der Hecken und aßen sie, so daß nach 14 Tagen die Hecken wie Skelette aussahen. Die Amerikaner benutzten das Fett, mit dem sie in großen Pfannen ihre Steaks brien, nur einmal, dann wurde es in ein Erdloch geschüttet. Die Gefangenen machten sich lange Stöcke, steckten sie durch den Zaun in das Fettloch und leckten dann den Stock ab. Die Amis amüsierten sich köstlich.“

In Kreuznach schälten sie die Rinde von Bäumen und Weinstöcken und kochten sie in Blechdosen über offenem Feuer zu Suppe. Sie aßen Futterrüben. Die Folge dieser katastrophalen Ernährung waren Hungerödeme, Dysenterie, Apathie.

Arme und Beine schwollen an. Die Zähne fielen aus. Die Männer konnten nicht mehr richtig sehen, nicht

mehr richtig sprechen, sie taumelten über die schlammigen Wege der Lager. Viele waren zu schwach, allein zur Latrine zu gehen. „Das Lager Rheinberg“, schildert ein Gefangener, „war nichts weiter als eine große Kloake, denn jeder schiß dorthin, wo er gerade stand. Der nächste, ruhebedürftig, setzte sich hinein.“ Und aus dem Lager Kreuznach: „Ein Teil der Landser, am tiefer gelegenen Ende meines Camps sich aufhaltend, lag buchstäblich in einem See von Urin.“

Die Wissenschaftliche Kommission der Bundesregierung stellt fest: „Menschliche Unzulänglichkeiten vermehrten die Schwierigkeiten. Das Fraternisierungsverbot, der Siegestaumel, die Aufdeckung der KZ-Verbrechen, die angebliche Kollektivschuld des deutschen Volkes, die befohlene Suche nach Kriegsverbrechern unter den Eingesperreten, die Absonderung bestimmter Gruppen wie der Waffen-SS, dies und manch anderes erweckte in vielen Bewachern das Gefühl, genug für die Geschlagenen zu tun, auch wenn es ersichtlich ungenügend war ...“

Schwerkranke hatte kaum Aussicht, mit dem Leben davonzukommen. Aus dem Lazarett des Lagers Bad Kreuznach berichtete ein Gefangener der Wissenschaftlichen Kommission: „Die Anzahl der Betten und Räume war völlig ungenügend. Der amerikanische Chefarzt hatte uns durch die deutschen Lagerärzte bekanntgegeben, daß in dieses Lazarett nur solche Kran-

ke aufgenommen würden, von denen feststehe, daß sie binnen 24 Stunden nach der Einlieferung nicht mehr lebten. Einer von uns lag im Zelt mit hohem Fieber: doppelseitige Lungenentzündung. Er wurde auf einem Bauernwagen in das Schullazarett gebracht. Da er nach 24 Stunden noch lebte, fuhr man ihn wieder in unser Lager zurück. Nach sechs Stunden war er dann erlöst.“

Einer, der davonkam, schilderte der Kommission die Folgen von Hunger und Krankheit: „An einem Morgen lagen allein 14 Tote an einer Sammelstelle ...“

Leutnant Willers berichtet, daß ein Sanitäter seines Offizierslagers im Rheinberger Camp C in seiner Todesstatistik 200 Tote in einer Nacht verzeichnete: 200 von schätzungsweise viereinhalbtausend.

Die Wissenschaftliche Kommission schreibt zu den Zahlen der Gefangenen, die in den Lagern am Rhein zugrundegingen:

„Aus der Tatsache, daß sie ihre toten Kameraden nicht zählen konnten, wird ersichtlich, wie verwirrend das Lagerleben gewesen ist. Auch bei 3000 Toten kann von einem Massensterben in Kreuznach-Bretzenheim nicht gesprochen werden. So ergibt sich, daß ‚nur‘ etwas mehr als fünf Prozent (3000 von 56.000) der Lagerinsassen ums Leben gekommen sind. Im sowjetischen Gewahrsamsbereich lag die Sterbequote in manchen



Sammellager nach der Kapitulation zwischen 25 und 90 Prozent ...

Von 557.000 Gefangenen (in den Lagern am Rhein) sind 3053 Gefangene (amerikanische Angaben) bzw. 4537 Gefangene (deutsche Angaben) verstorben. Das ergibt eine Todesquote von rund 0,6 Prozent (amerikanisch) bzw. 0,8 Prozent (deutsch). Läßt man die in Bad Kreuznach-Bretzenheim genannte Schätzung von 3000 Toten als wahrscheinlich zutreffend gelten, so erhöht sich die Todesquote nur geringfügig (auf ein Prozent). Starb im Osten jeder vierte bis fünfte Kapitulationsgefangene, so im Westen – nach den bisherigen Ergeb-

nissen – nur jeder hundertste ...“ Jeder hundertste innerhalb von drei Monaten!

Ist es da nicht ein Streit um Worte, ob man bei einer Sterberate von 3000 auf 56.000 Gefangene – wohl-gemerkt innerhalb von drei Monaten – von einem Massensterben sprechen darf oder nicht?

Von den rund neun Millionen deutschen Männern im Alter von 20 bis 40 Jahren in der Bundesrepublik sterben jedes Jahr rund 16.000 – das sind 15 Todesfälle auf jeweils 10.000 Lebende in zwölf Monaten.

Im Lager Rheinberg starben nach offiziellen Angaben innerhalb von drei Monaten jeweils drei von hundert Gefangenen; eine Angabe, in der die Dunkelziffer der nicht registrierten Toten außer Betracht gelassen ist. Die Todesrate war mithin auch bei Zugrundelegung der offiziellen Sterbeziffer zwanzigmal so groß wie unter normalen Bedingungen. Kein Massensterben?

Doch selbst dieser schlimme Tatbestand erfährt noch eine Steigerung, eine Verschärfung zu blankem Entsetzen: Nicht die Hungernden und Zerlumpten, nicht die Kranken waren die jammervollsten Gestalten in den Lagern am Rhein. Als die „Elendsten der Elenden“ bezeichnet die Wissenschaftliche Kommission die Amputierten, die von den Amerikanern in die Lager gebracht wurden.

Amputierte? Ja, auch Amputierte.²¹ Männer, die im Krieg eine Hand verloren hatten, einen Arm oder beide Arme, ein Bein oder beide Beine. Männer, denen ein Schuß oder Splitter ein Stück der Schädeldecke weg-gesprengt hatte, so daß man ihr Gehirn pulsieren sah. Ja, sogar Blinde wurden in die Käfige am Rhein geschleppt.

Ein amerikanischer Offizier begründete, weshalb deutsche Beinamputierte in Gefangenenlager auf deutschem Boden gebracht wurden: Angeblich hatten die US-Truppen auf dem Vormarsch Verwundete in Rollstühlen getroffen, die in den Händen noch Panzerfäuste hielten.

Ein Gefangener berichtete der Kommission aus dem Lager Bad Kreuznach: „Eine Kolonne von Amputierten wurde zu uns herübergebracht. Sie konnten dem amerikanischen Offizier nicht schnell genug durch den dicken Dreck am Tor hindurch. Es gab eine Stauung. Dem Offizier gingen die Nerven durch, und wütend stürzte er sich mit seiner Begleitmannschaft auf die Amputierten, die mit der blanken Waffe so geschlagen wurden, daß 16 Verwundete sich blutend am Boden wälzten.“

²¹ *Alexander Kerns Kommentar am Seitenrand:* „Ich selbst habe 2 Amputierte gesehen!“

Der Verfasser des Berichts der Wissenschaftlichen Kommission über die Rheinwiesener Lager, selbst Insasse amerikanischer Gefangenenlager in Deutschland und somit Augenzeuge, verbirgt seine Bewegung nicht, wenn er die Qual dieser Soldaten beschreibt:

„Stets waren sie auf die Hilfe ihrer Kameraden angewiesen. Doch die Kameraden waren bald selbst am Ende ihrer Kräfte. Da blieb manches Wort ungehört, manche Bitte unerfüllt, und die Gehunfähigen krochen wie Lurche durch den Schlamm oder bewegten sich auf kleinen Brettern fort, die sie sich um die Hände geschnürt hatten. Andere, mit einem Bein, hüpfen, fielen hin, rappelten sich wieder hoch und erreichten völlig erschöpft ihr Ziel. Ihr Anblick war erbarmungswürdig ... Endlich begann man, sie in einem Zelt zu sammeln, wo ihnen Ärzte und Sanitäter eine bescheidene, aber dennoch wirksame Hilfe zuteilwerden ließen.“

Nach dem großen Regen und dem Schlamm im Lager Kreuznach kam die große Hitze. Doch es gab kein Wasser. Kein Wasser am Rhein. Dann kam Wasser. In einem Feuerwehrwagen. Ein Gefangener berichtete der Wissenschaftlichen Kommission, wie die Wasserausgabe zu einer Stunde des Schreckens und des Todes wurde: „Wir sollen uns in zwei Reihen aufstellen, aber das ist bei den riesigen, nach Wasser schreienden Menschenhaufen unmöglich, da jeder sich vordrängt. Der Wagen kommt nicht voran und schließlich weiß

sich die Besatzung des Feuerwehrwagens nicht anders zu helfen: Sie spritzen das Wasser mit dem Schlauch in die Menge. Die Gefangenen laufen aber nicht weg, sondern auf den Wagen zu. Und wie nun endlich der Strahl in die Tonne zielt, jagen alle dürstenden Männer darauf zu.“

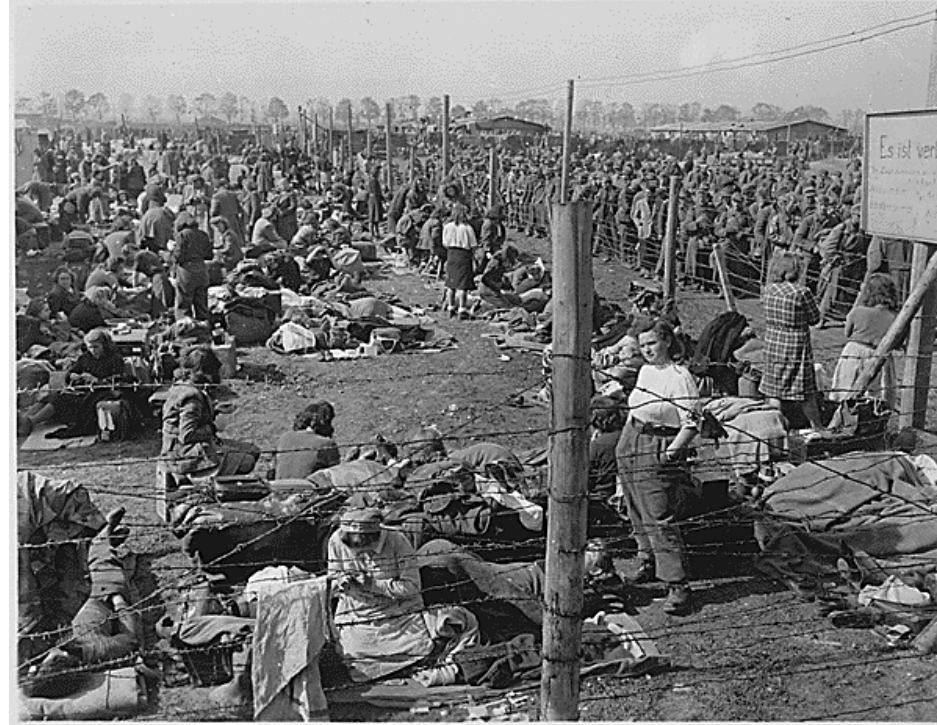
Und dann geschieht das Schreckliche: „Alles wird niedergetrampelt. Rücksichtslos. Ich sehe, wie die schweren Stiefel auf einen älteren Kameraden, der umgefallen ist, treten. Immer wieder andere, bis dieser Mann völlig zertreten ist. Ein Sanitäter ist in der Nähe, streckt bittend die Hände aus, aber niemand achtet darauf, immer neue Massen treten auf den Kameraden, niemand will oder kann ihm beistehen.“

Der schreckliche Durst der Gefangenen führt an diesem Morgen im Lager Kreuznach zu einer wahnwitzigen Schlußszene: „Vorne ist die Tonne umgefallen, und obwohl sie leer ist, stürmen die Landser hinauf und hinein. Sie sieht aus wie eine Blumenvase, aus der oben als Blüte die dreckigen Stiefel der Männer heraus schauen, die, dicht gedrängt mit den Köpfen unten drin sind und das Wasser von den Wänden der Tonne ablecken. Man hört ihr Gurren und dumpfes Schreien in diesem Kampf des Elends und der Gier. Die anderen wanken davon.“

Josef Nowak schreibt in seinem in den fünfziger Jahren geschriebenen Buch „Mensch auf den Acker gesät“ über den ersten Wasserempfang in Rheinberg: „Morgens um zehn Uhr begann sich die vielfach gewundene Schlange zu bilden. Wer seinen Platz verließ, der konnten sich hinter als der 30.000. wieder anreihen. Wer sich auf den Boden setzte und einschlieft, der wurde am Kragen gepackt und nach vorwärts geschleift, damit er sein Anrecht nicht einbüßte. Nach 16 Stunden war ich am Kran angelangt. Meine kleine Büchse wurde gefüllt. Ich goß den Inhalt in die Kehle, hielt noch einmal hin, wurde aber, gleich allen Frevlern dieser Art, mit einem Fußtritt weiterbefördert.“

Und vor den Augen der hungernden, dürstenden, fiebrigen Gefangenen das Land im lang ersehnten Frieden, im jungen Grün des frühen Sommers. Der Gefangene Marzell Oberneder sah durch den Stacheldraht von Kreuznach „weißgekleidete Mädchen, die in rosmaringeschmückten Kutschen zur Fronleichnamsprozession führen.“

Und der Fahnenjunker Benno Tins erinnert sich an den 20. Mai 1945, Pfingstsonntag, im Lager Koblenz-Lützel, zwölf Tage nach der Kapitulation der Deutschen Wehr-



macht: „Auf der Straße feiertäglich gekleidete Zivilisten, Frauen, Kinder, ein einziger Mann dabei.“²²

In Rheinberg sahen die Gefangenen auf ihren Äckern von Camp C gefangene Frauen: Rote-Kreuz-Schwes-

²² *Alexander Kerns Kommentar am Seitenrand:* „Solche deutschen Kirchgänger sah ich auch in Rheinberg außerhalb des Zauns! Sie hatten keinen Blick für uns!“

tern, Nachrichten- und Stabshelferinnen – Tausende von ihnen waren in einem Areal hinter besonders hohem Stacheldraht untergebracht. Winzige Zelte standen da, Ein-Mann-Zelte, in denen drei und vier Frauen einen Schlafplatz und Unterschlupf gefunden hatten. Für viele gab es kein Zelt, sie mußten umschichtig eine Nacht im Freien und eine Nacht im Zelt kampieren.

Viele Gefangene versuchten durch den Stacheldraht zu kommen. Die Flucht schien leicht. Sie waren ja schließlich in Deutschland. Doch die amerikanischen Wachmannschaften schossen scharf und zielten genau.

Ein Gefangener berichtete der Kommission aus dem Lager Büberich am Rhein: „Nacht für Nacht wurden wir durch die Gewehrschüsse der Wachposten aufgeschreckt, die auf die Flüchtlinge abgegeben wurden. Am nächsten Tag fand man die Kameraden am Stacheldraht oder einige Meter davon entfernt tot auf, wo sie den ganzen Tag über als abschreckendes Beispiel liegen blieben.“

Ein Leutnant berichtet aus Rheinberg vom Fluchtversuch zweier gefangener Unteroffiziere. Sie hatten den Drahtzaun schon hinter sich. Dann wurden sie gestellt und von der Taschenlampe der Posten angestrahlt. Sie hoben beide Hände. Es half ihnen nichts. Die Lagerinsassen hörten die MPi rattern und sahen die Leuchtpurmunition in die dünnen Körper fahren.

Die Toten blieben „zur Abschreckung“ drei Tage liegen.

Manchen Gefangenen trieb der Wahnsinn am helllichten Tag in den Stacheldraht. In Kreuznach lief einer der deutschen Soldaten am Vormittag auf den Zaun zu und kletterte ihn hoch. Er schrie dabei unverständliche Worte. Der amerikanische Posten legte den Karabiner an und schoß. Einmal. Der Gefangene fiel herunter. Tot.

Die Toten am Zaun und die Toten, die am Hunger und seinen Folgen starben, bewiesen den Gefangenen immer aufs Neue ihre ganze Ohnmacht. Die Amerikaner erstickten Ansätze zum gemeinsamen Protest und gar zum Aufstand im Keim.

Der Gefangene Hans Otto Lippens berichtet aus Büberich: „Ein deutscher Offizier machte den US-Lagerkommandanten darauf aufmerksam, daß man angesichts der Zustände in dem Lager mit einer Meuterei rechnen müsse. Dem deutschen Offizier wurde anhand einer Karte klargemacht, wo der nächste Feldflugplatz für US-Jagdbomber war und daß man eine direkte Fernsprechverbindung dorthin hätte.“

Heeresverpflegungsamtsleiter Marzell Oberneder berichtete von amerikanischen Kampfflugzeugen, die drohend über den Gefangenen kreisten: „Sie haben wie Habichte über dem Hühnervolk ihre Macht gezeigt.“

Der Fahnenjunker Benno Tins erlebte am 4. Juni 1945 in Koblenz-Lützel die unmißverständliche Drohung der Amerikaner: „Die amerikanische Luftwaffe heute ganz groß. Seit drei Stunden wuchtet und dröhnt es über uns

ohne Unterlaß. Geschwader an Geschwader in endloser Folge, rheinauf und rheinab.“

Anfangs, in den Tagen vor und nach der Kapitulation, zeigten sich die Amerikaner unbarmherzig. Ein amerikanischer Offizier gab auf die Klage über die Nässe und den Schlamm in den Lagern zur Antwort, ihn kümmere das nicht, auch wenn die Gefangenen „bis zum Hals im Wasser stehen“.

Ein amerikanischer Lagerarzt gab auf die Klage, die Gefangenen gingen einem sicheren Tod entgegen, die Antwort: „Sie können uns keinen größeren Gefallen tun.“²³

Die Wissenschaftliche Kommission erklärt diese Haltung der Amerikaner:

„Der Sieg machte die Sieger übermütig oder gleichgültig gegenüber den Besiegten. Der Phase des Übermuts, der Willkür und der Gleichgültigkeit folgte jedoch die Phase der Rückbesinnung darauf, daß man ausgezogen war, um eine verbrecherische Ideologie zu vernichten, nicht aber die Menschen, die von ihr befallen waren ...“

Das Verhältnis zwischen den Siegern und den Besiegten besserte sich. Viele Gefangene in den Käfigen am

²³ Alexander Kerns Kommentar am Seitenrand: „Und wie ging es denn den Amis in Korea und in Vietnam?“

Rhein begannen einen grotesken Schwarzhandel mit ihren amerikanischen Bewachern.²⁴

Die Währung: ein Trauring brachte drei Zigaretten, ein silbernes Zigarettenetui zehn Zigaretten, eine Armbanduhr – mancher Gefangene hatte sie bei der Ausplünderung verstecken können – war 150 Zigaretten wert. Die Zigarette selbst brachte im Weiterverkauf an Geldbesitzer, die irgendeine Kriegskasse im Rucksack ins Lager geschmuggelt hatten, 100 Reichsmark; ein Zug kostete 10 Reichsmark.

Der Handel mit den Bewachern war technisch kompliziert. Der Gefangene stand hinter dem Stacheldraht, der Amerikaner jenseits des Zauns. Dann wurde in holprigem Englisch oder Deutsch der Preis vereinbart.

Darauf warf zunächst der Amerikaner die Hälfte der Zigaretten über den Zaun – er war ja in der stärkeren Position. Dann schleuderte der Gefangene hinüber, was ihm geblieben war: den Trauring, das Zigarettenetui oder die Uhr. Dann warf der Amerikaner die Restmenge des vereinbarten Kaufpreises herüber – oder auch nicht, was oft passierte.

Im Lager Rheinberg sprachen die Gefangenen voller Respekt von einem ihrer Bewacher: der farbige US-Soldat hatte das Etui eines Gefangenen, das ihm hin-

²⁴ Alexander Kerns Kommentar am Seitenrand: „Dies habe ich mehrfach in Rheinberg gesehen.“

übergeworfen war, mit Zigaretten gefüllt und das gefüllte Etui zurückgeworfen. Die Geschichte wurde wie ein Wunder erzählt. Wenn sich der Schwarze am Zaun blicken ließ, salutierten die Gefangenen.

Den einträglichsten Tauschhandel aber trieben in den Hungerlagern am Rhein nicht die amerikanischen Sieger, sondern geborene Händler und Börsianer unter den deutschen Gefangenen. Und nicht zu vergessen die korrupten Funktionäre.



Die Börsianer waren die Männer mit den Kriegskassen im Rucksack. Sie konnte sich nicht nur alles kaufen, was es zu kaufen gab, sondern verliehen auf Schuldschein auch Beträge an Kameraden, die sie kannten und die rückzahlungssicher waren.

Josef Nowak: „Auch das Kreditwesen kam bald in Fluß. Es gab in Rheinberg manchen Kapitalisten, der im bürgerlichen Leben ein armes Schwein war. Manchen Wehrmachtkapitalisten kannte ich. Wir wußten, wer wir waren, wo wir wohnten und was wir voneinander zu halten hatten. Ich nahm also bei dem Bankier eine Anleihe auf und kaufte mir Brot dafür. Ich stellte ihm einen regelrechten Schuldschein aus, der meine Frau auf den Fall meines Todes anwies, das Darlehen zurückzuzahlen. Das System funktionierte wie jedes andere Bankgeschäft. Die Schuldscheine wurden später präsentiert und eingelöst. Ihnen hatte ich es zu danken, wenn ich in dieser Zeit wieder auf die Beine kam.“

Und dann die Lager-Funktionäre!

Auf den sumpfigen Wiesen taten Deutsche als Lagerpolizisten, Köche und als Verteiler der kargen Lebensmittelrationen Dienst. Sie waren in besonders abgesicherten Drahtkäfigen innerhalb des Camps unterge-

Rheinwiesen bei Sinzig, Mai 1945

bracht. Und in den Lagern zwischen

Remagen und Bad Kreuznach blühte die Korruption – wie immer, wenn Not und Elend regieren und der

Kampf ums Überleben zum alles beherrschenden Anliegen wird.

Die Deutschen in der Lagerleitung waren auf weite Entfernung zu erkennen: Sie gingen strammen Schrittes, ihre Uniformen waren gepflegt, ihre Gesichter nicht vom Hungerwasser aufgetrieben, sondern von der guten Ernährung. Sie zweigten von den kargen Lieferungen der Amerikaner für die Gefangenen ab, was abzuzweigen war.

Fahnenjunker Tins berichtete über die Mahlzeiten der Lager-Aristokratie: „Die Zutaten betrogen rund das Fünffache dessen, was man für die gleiche Kopffzahl der Normalverbraucher rechnete.“ Die Männer, die ihre Kameraden betrogen, handelten zudem mit den Nahrungsmitteln von eben diesen Kameraden Uhren und Eheringe ein; goldener Ring für eine Handvoll Kekse, Füllhalter für drei Kartoffeln. Hundert Mark für ein Brot. Und mancher dieser Männer, die sich an der Not der Kameraden bereicherten, brachte es fertig, mit dem eingetauschten Ehering das Wertvollste einzuhandeln, was es damals in den Lagern am Rhein überhaupt gab: einen Entlassungsschein der Amerikaner.

Die Deutschen in der Lagerleitung, die riesige Mengen von Lebensmitteln für sich von den Hungerrationen absonderten, schützten sich gegen die Rache der Gefangenen mit ihrer Lagerpolizei, einer brutalen Prügelgarde. Ein Gefangener berichtet aus dem Lager Rhein-

berg: „Ich selbst habe noch drei Sätze in Erinnerung, die einem entgegengebrüllt wurden, wenn man den deutschen Lagerführer sprechen wollte: ‚Was willst du? Wohin willst du? Hau ab!‘ Wenn einer dennoch Widerstand bot, wurde drauflosgeschlagen, bis man zusammenbrach. Ich erinnere mich eines Falles, wo man den Betreffenden nur tot wegschleppte. Der Amerikaner lachte nur.“

Der Gefangene bedauert, daß er die Namen der Kameradenschinder nicht behalten hat: „Heute leben sie unter uns. Sie sind untergetaucht.“²⁵

Sammellager Rheinberg – Ergänzungen

Noch im Stalag Rennes schenkte²⁶ mir ein mitgefangener Sanitätsdienstgrad, der im Revier-Zelt eingesetzt war (das waren 4 von ca. 150 Sanitätsdienstgraden im ganzen Compound!) eine Weißblechdose mit Dreh-Deckelöffnung; darin befand sich Zitronensäure, kristallisiert, es sah aus wie feines Salz, amerikanisches Fabrikat! Wenn man von diesem Pulver

²⁵ *Alexander Kerns Kommentar am Seitenrand:* „Der beste Feind der Deutschen ist der Deutsche!“

²⁶ *In der Arbeitsfassung heißt es:* Ich habe damals eine halbe Büchse mit einer Art Zitronenpulver eingetauscht für 5 Rasierklingen (davon hatte ich 2 Päckchen).

ein wenig in Wasser schüttete, wurde das ganze zu erfrischender Zitronenlimonade. –

Als es in den ersten Tagen in Rheinberg überhaupt keine Verpflegung gab, fand ich in einer 2 Meter tiefen ausgeschaukelten zimmergroßen Grube mit schrägem Zugang einen Wasserhahn, der aus der Erdwand ragte, vielleicht eine Wasserleitung aus einem der nahen Zivilhäuser. (Diese Trinkwasserquelle war längst nicht so überlaufen wie die in der Mitte des Lagers, wo man Stunden warten mußte, um einen Becher Wasser zu bekommen.) Hier konnte man leicht frisches Wasser bekommen, das ich im Kochgeschirr davontrug. So lebte ich mehrere Tage von dem Zitronenwasser und vergaß den Hunger. Ich füllte den Magen nach mit Wasser. Und das war damals schon viel! –

Da die Latrinenanlagen bei der Masse Gefangener überhaupt nicht ausreichten, ließ der „Lagerdienst“ ca. 20 Meter breite, 2 ½ Meter tiefe Urin-Rundlöcher ausheben (Pißlöcher nannte man sie). Bald standen metertiefe gelbe Seen in den Gruben, deren stinkender Inhalt langsam versickerte. –

Die vor Hunger halb wahnsinnige Masse von Gefangenen entdeckte im Erdloch eines Zahlmeisters, unter seiner Lagerstatt, 2 ganze Weißbrote, die er irgendwo aus der

Verwaltung-Vorrats-Baracke gestohlen hatte. Als man – nach Denunziation? – die Brote entdeckte und ausgrub, waren sie grün verschimmelt. Der Mann wurde von der wütenden Menge der Gefangenen quasi gelyncht. Die Erregung war verständlich, wenn man bedenkt, daß in den Tagen 100 Mann ein Brot bekamen. Der Brotdieb wurde furchtbar geschlagen und dann in eines der Urin-Becken geworfen. Dann zerstreute sich die Menge. Ich nehme nicht an, daß der Mann im Urin-See ertrunken ist – der Boden ließ die Flüssigkeit bald einsickern. –²⁷

Ein anderes Bild: Ich sah, wie sich 2 Unteroffiziere um einen Brotkanten stritten, schimpften, tötlich wurden und sich in ihrer Wut gegenseitig blutig schlugen.

Seitdem ich das mit angesehen habe, kann ich kein Stück Brot mehr in den Abfall werfen, möchten es Vögel aufpicken. Aber wegwerfen = nie mehr!

²⁷ *Die Version in der Arbeitsfassung lautet:* Er soll totgeschlagen worden sein. Gesehen habe ich die „Abrechnung“ nicht. *Zu „100 Mann ein Brot“ heißt es in der Arbeitsfassung:* Da kam auf jeden ein daumenlanges, fingerdünnes Stück!!

Ich selbst war mit meiner Hundertschaft aus dem Stalag Rennes in der Bretagne hier im Lager Rheinberg verraten und verkauft. Die Erdlöcher, die wir uns zu 4 oder 5en in den Boden gruben (ich benutzte dazu meinen stabilen, schon oben erwähnten Alpaca-Eßlöffel), waren eine Möglichkeit, da zunächst das Wetter trocken war. Gegen die Nachtkühle deckten wir abends die schmale Öffnung ab mit alten Säcken oder Papier bezw. Papierstücken. Diese „Deckel“ wurden oft nachts gestohlen. Ich legte auch eine große Pappe eines Abends über uns. Diese Pappe hatte ich in Rennes aus einem Pappkarton geschnitten und

94 Konjugation παίδευσω
11. Juli

<u>Presentis</u>	<u>Konjunktivis</u>
παίδευσω = inf. pres. pres. παίδευσῃς παίδευσῆι = w παίδευσόμεν παίδευσέτε = it παίδευσούτε = fin	παίδευσῶ inf. pres. pres. παίδευσῆς παίδευσῆι παίδευσόμεν παίδευσέτε παίδευσούτε
<u>Optativ</u>	<u>Imperativ</u>
παίδευσάμεν inf. opt. pres. οὐς οὐ παίδευσόμεν οὔτε οὔτε	παίδευσέ = w παίδευσέτω = w παίδευσέτε = w παίδευσούτω = fin
<u>Infinitivis</u>	<u>Participii</u>
παίδευσέμεν	παίδευσώντος = w παίδευσούσα, ούσης παίδεύοντος = w
ἐπαίδευσόν inf. pres. pres. ἐπαίδευσῆς ἐπαίδευσῆι ἐπαίδευσόμεν ἐπαίδευσέτε ἐπαίδευσούτε	<u>Futur I</u> παίδευσῶ inf. fut. I

12. Juli

45 Futur I
παίδευσῶ inf. fut. I 13. Juli

παίδευσῶ σεῖς σει σομεν σετε σουσιν
--

28.4 Aorist I. παίδευσω

ἐπαίδευσάμεν = inf. pres. pres. οὐς οὐ ἐπαίδευσόμεν ἐπαίδευσάτε	<u>Indicativus</u> 14. Juli
---	--------------------------------

Konjunktivis inf. fut. I

παίδευσῶ σεῖς σει σομεν σετε σουσιν
--

Optativ inf. fut. I

παίδευσάμεν εὐσεῖς εὐσεῖ	παίδευσάμεν σατε σατε
--------------------------------	-----------------------------

Aus Alexander Kerns Notizbuch: Konjugation des griechischen Verbs „paideúo“ – ich erziehe

darauf alle Verbformen des griechischen Verbums „παιδεύω“ = „ich erziehe“ geschrieben, Aktiv, Aorist, Passiv. Es diente in den Nächten zu unserm Schutz; 2 Nächte später war es auch geklaut: wahrscheinlich konjugierte jetzt ein anderer Gefangener danach „παιδεύω“.

Zu unserer großen Erleichterung wurden wir am 1. Juli 1945 wieder auf die Eisenbahn verladen und kamen in das – nun englische – POW-Camp Enghien (Edingen) westlich von Brüssel. Aber wie sahen wir aus nach den knapp drei Wochen im Lager Rheinberg! Verdreckt, heruntergekommen, hohläugig vor Hunger und Durst, müde dahinschleichend vor Schwäche, die Uniform schmutzig von Regen und Schlamm, vom Staub – schlimmer als die verwarloseten Clochards, die „Bewohner“ der Brückenbögen an der Seine von Paris. Wo waren die immerhin noch leidlich genährten, ziemlich sauber gehaltenen Wehrmachts-Soldaten, wie sie aus dem Stalag Rennes gekommen waren – vor drei Wochen nur? Man konnte uns kaum wiedererkennen.

Anmerkung 8. 11.1989 Cadenberge

Résumé „Gefangenenlager Rheinberg“, soweit es mich betraf:

Warum ich nicht im Lager Rheinberg im Sommer 1945 umkam – wie Tausende andere: weil ich nur vom 12. 6. bis 2. Juli dort gefangengehalten wurde: nur 20 Tage!

Am 3. Juli²⁸ wurde ich ins englische POW Camp „La Hulpe“ südlich von Waterloo-Belgien „transferiert“: Dort, in Belgien, verlor ich von 150~~lb~~ Gewicht in 8 Monaten Hungerleben zwar 60~~lb~~ meines Gewichtes – aber nicht das Leben.

²⁸ Dieses Datum widerspricht dem Folgenden. Nach Enghien folgte La Hulpe erst im September.

P. O. W. FORM
KRIEGSGEFANGENE FORMULAR BELGIUM

R 547 280
2228 RW/C P

Do not write in shaded portions
Nicht in die Vierecke schreiben
Complete Form in block letters
Mit Großbuchstaben ausfüllen

(*) Male
Männlich

(*) Female
Weiblich

Leave blank Lassen Sie leer		Wehrnummer STOLP 11/348/12/10	
Grade (1)	(2)	Date of birth Geburtsdatum 6. 1. 11	(3)
No. of identity disc Erkennungsnummer Nr. (2a) 32			

Place of birth
Geburtsort (3a) JTZEHOE

Height (3b) 172	Hair Haare (3c) DKL-BLOND	Eyes Augen (3d) BRAUN
-----------------------	---------------------------------	-----------------------------

Deformities
Verunstaltungen (3e)

Nationality Staatsangehörigkeit D. R.	Last Frühere D. R. (4)	Present Heutige D. R. (5)
---	------------------------------	---------------------------------

Family Status Familienstand	(*) Single Ledig	(*) Married Verheiratet	(*) Widow(er) Witwe(r)	(*) Divorced Geschieden
--------------------------------	---------------------	----------------------------	---------------------------	----------------------------

Home Address Persönliche Anschrift	Street Strasse BLUCHERPLATZ 15
	Stadtkreis Landkreis LAUENBURG (7)
	Regierungsbezirk KÖSLIN (8)
	Reichsgau oder Provinz POMMERN (9)

Waren Sie: Were you ever:	Organisation Organisation
a. An Officer of the V.S.D.A.P. or one of its affiliates or approved organisations Mitglied der V.S.D.A.P. oder einer ihrer angeschlossenen Verbände wie R. Z. W. letzten Organisations	a) N.S.D.A.P. / S.A. / D.A.F. (10)
b. An Officer or Employee of the German Police Mitglied oder Angestellter der deutschen Polizei	b) (1937-) MITGLIED (11) c) - STURMANN (1934-) MITGLIED (11)
c. An Officer or Employee of the Civil Service Beamter oder Angestellter des öffentlichen Dienstes	
If so, give full details of Organisation Wenn ja, geben Sie genaue Auskunft über solche Tätigkeit	Date Datum d) 1937- 1934- 1934- (12) e) -

(*) Strike through whichever is applicable
Gegebenes unterstreichen

Registrierung in
Enghien
am 6. Juli 1945

Civilian Zivil	Occupation Beruf	ORGANIST UND MUSIKLEHRER (13)
Military Occupation Militäer Beschäftigung	SAN.-DIENSTGRAD (14)	
or Organisation at time of capture Abteilung oder Organisation bei Gefangnahme	State Service or whether civilian Aktiver Wehndienst oder Beruf.	(15)
	Details of branch of Service Auskunft über Dienststelle KORPS - SAN. - KP. 466	(16)
	No. and Details of Division Nr. und Auskunft über die Division	(17)
	No. and Details of Regiment Nr. und Auskunft über das Regiment	(18)
Rank Grad	SAN.-FELDWEBEL (19)	
Last competent recruiting Office Frühere befähigte Werbestelle	Regierungsbezirk oder Land W.M.A. STOLP KÖSLIN / POMMERN (20)	
Next of kin Nächste Angehörige	Surname Zuname (20a) KERN	
	First names (20b) Vorname MARIA	
	Relationship/ Verwandtschaftsgrad (20c) EHEFRAU	
	Town Ort (20d) LAUENBURG / POMMERN	
	Street Strasse (20e) BLUCHERPLATZ 15	
Custodian Wärter	GREAT BRITAIN 2231 EWING BELGIUM (21)	
Country where held Land der Gefangenschaft	BELGIUM (22)	
Surname Zuname	KERN (23)	
First names Vorname	ALEXANDER (24)	
I hereby certify that, to the best of my knowledge and belief, the particulars given are true Ich erkläre hiermit nach bestem Wissen und Gewissen, dass die obigen Angaben wahr sind		
Date Datum 6. 7. 45	Signature Unterschrift Alexander Kern	

Stalag Edingen (Enghien)/Belgien

In Edingen (flämisch) / Enghien (wallonisch), westlich von Brüssel, waren die Verhältnisse zwar nicht so gut wie in Rennes, was Unterkunft und Verpflegung anbelangte, dies alles wurde in jeder Beziehung schlechter, aber es war doch wenigstens eine strenge Ordnung da.

Wir hatten das Quartier nur (zwangsweise) vom reichen Ami zum armen Tommy gewechselt. Zum Glück hatten wir im Juli noch durchweg trockenes Wetter – nicht mehr die Gewittergüsse von Rheinberg bei Wesel.

In Rheinberg hatte das bißchen Wasser (oft nur ein Becher am Tage) der Masse der Gefangenen nur für den größten Durst gereicht. „Sich morgens waschen“, „Rasieren“, „Hemd und Strümpfe waschen“: das alles

Britische Soldaten entlausen deutsche POWs, März 1945



war in Rheinberg glatter, nie erreichter Luxus.

Da war es nun in Edingen – was die Reinigung, die Waschgelegenheiten anbelangte, wesentlich besser (ähnlich wie in Rennes); man konnte nun genügend Wasser bekommen, das aus Duschen auf dem Waschplatz ständig rieselte. Aber wir hatten keine Waschwannen und ganz, ganz selten

(vielleicht alle 8 Wochen) 1 Stück Seife. Um nicht wochen- bzw. monatelang in den dreckigen, total verschwitzten Hemden und Unterhosen herumzulaufen (die eine willkommene Brutstätte für Läuse waren), wuschen wir unsere Wehrmachtshemden – die meisten von uns hatte ja nur ein einziges am Leibe – in unseren Kochgeschirren. (Ein Kommiß-Kochgeschirr faßte ca 1 ½ Liter Wasser.) Wie wir das machten: Erstmal wurde das ganze Hemd in das Kochgeschirr gesteckt und mit Wasser bedeckt. Es wurde „eingeweicht“.

TO BE COMPLETED IN TRIPLICATE (BOTH SIDES). ALL ENTRIES EXCEPT SIGNATURES WILL BE MADE IN BLOCK LATIN CAPITALS AND MUST BE IN INK OR TYPISCRIPT. NO SPACE IS TO BE LEFT BLANK.

Beide Seiten in dreifacher Ausfertigung, in lateinischer Druckschrift, in grossen Buchstaben und mit Tinte oder Schreibmaschine ausfüllen. Unterschriften auf Rückseite jedoch in gewöhnl. Handschrift. Jede einzelne Spalte muss ausgefüllt werden.

PERSONAL DATA SHEET
Personalkarte

AREA CONTROL FORM P.4
Örtliches Kontrollblatt P.4

1. SURNAME Familienname KERN		2. RESERVED FOR HEAD-QUARTERS USE ONLY Nur für den Dienstgebrauch (a) U (b) 71		3. SERVICE* Wehrmachtteil oder sonstige Gliederung HEER		4. TRADE BY SPECIAL OCCUPATIONAL CATEGORY Beruf nach Sonderberufsverzeichnis ? LETTER Buchstabe CR NUMBER Nummer P31 (100)	
5. OFFICER Offizier <input type="checkbox"/>		OFFICIAL Beamter/ Angestellter <input type="checkbox"/>		12. NATIONALITY, PRESENT AND PAST Staatsangehörigkeit, gegenwärtige und frühere DEUTSCHER		16. NEXT OF KIN—CHRISTIAN AND SURNAMES Anschrift der nächsten lebenden Angehörigen—Vor- und Zuname MARIA KERN LEHENAU	
EM/OR Unteroffizier/ Mannschaft <input type="checkbox"/>		WOMAN Frau <input type="checkbox"/>		13. LAST COMPETENT RECRUITING OFFICE Zuletzt zuständige Wehrersatzdienststelle W.M.A. LAUENBURG KÖSLIN		RELATIONSHIP—Verwandtschaftsgrad PLACE LAUENBURG/POHM Ort STREET, etc. K. SCHERPAUL 15 Strasse, Gebäudeteil	
6. CHRISTIAN NAMES Vornamen ALEXANDER		7. WEHRNUMMER - STOLF 11/3481/12/10		14. HOME ADDRESS: Gegenwärtige Heimatsanschrift: STREET G. SCHERPAUL 15 Strasse PLACE LAUENBURG/POHM Ort KREIS LAUENBURG REGIERUNGS- BEZIRK/LAND KÖSLIN		17. AGE AT LAST BIRTHDAY Lebensalter am letzten Geburtstag 34 Years Jahre	
8. NO. OF IDENTITY DISC Nr. der Erkennungsmarke JAN.-KR. 21220 - 32 -		9. UNIT Truppenteil KORPS-JAN.-KR. 400		18. DATE Datum		FOR HEADQUARTERS USE ONLY Nur für den Dienstgebrauch CHANGE OF STATUS Veränderung	
10. LOCATION OF UNIT Gegenwärtiger Aufenthaltsort des Truppenteils 221 P. W. CAMP		11. MILITARY OCCUPATION Militärische oder Hilfsdienst-Verwendung SANITÄTER		15. FAMILY STATUS <input type="checkbox"/> Familienstand			
		SINGLE Ledig		MARRIED Verheiratet		WIDOW(ER) Verwitwet	
		JA				DIVORCED Geschieden	

NOTES: CHECK THAT WHICH IS APPLICABLE
Erklärungen: * INSERT 'ARMY', 'NAVY', 'AIR FORCE', 'VOLKSSTURM', 'WAFFEN SS', OR PARA-MILITARY ORGANIZATION, e.g., 'RAD', 'NSFK', etc. Zutreffendes durchkreuzen
* Wehrmachtteil oder Gliederung der die Einheit angehört, z.B. „Heer“, „Kriegsmarine“, „Luftwaffe“, „Volkssturm“, „Waffen SS“, oder „RAD“, „NSFK“, u.s.w. Zutreffender Buchstabe und Nummer des Sonderberufsverzeichnisses sind hier einzusetzen.
P.T.O.—Bitte wenden

Registrierung in Engbien (PW Camp 2231)

und zwischendurch immer wieder gespült. So ging der Schweiß, der Dreck im Größten langsam heraus, und man sah wieder die Grundfarbe des Hemdes. Dann wieder ins Wasser der Dusche gehalten und gerieben und gewalkt – ungefähr eine Stunde lang. Wenn man dann den Eindruck hatte, mit diesem langwierigen Kalt-Wasser-Waschen das Hemd etwas sauberer bekommen zu haben, wurde es ein letztes Mal im Kochgeschirr gespült. War es mildes Wetter, vielleicht sogar Sonne, dann spannte man das Hemd über einen der Spanndrähte des Zeltens und setzte sich davor oder daneben, um das Trocknen abzuwarten.

Man ließ sein Hemd nicht einen Augenblick aus den Augen: es konnte zu leicht gestohlen werden! Wie wurde

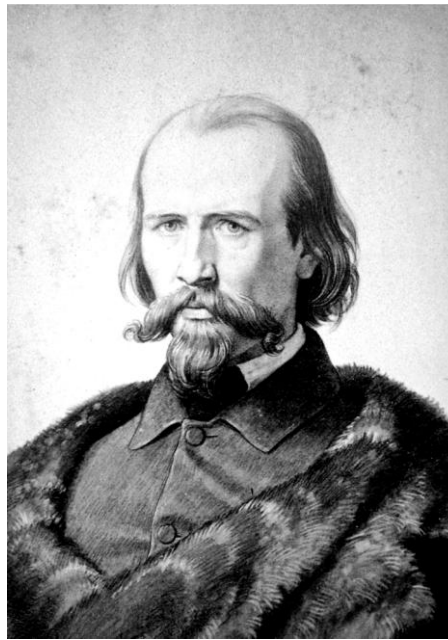
Zeit hatten wir ja, sehr viel Zeit! Dann wurde, nach ca. 2 Stunden, das eingeweichte Hemd sparsam mit etwas Seife eingerieben und wieder „geweicht“; dann herausgenommen und lange Zeit gerubbelt, gerieben, geschlagen (gegen Holz)

damals gestohlen und was wurde alles geklaut! Es ging in unserer Gefangenenzzeit ein böses Wort um, das einem häufig entgegenschallte, wenn man es wagte, etwa an die „Hilfs-

bereitschaft“, an „Kameradschaft“ zu appellieren. Das Wort wurde einem wie ein Hohn, wie ein Schimpfwort „an den Hals“ geworfen, gebellt: „Kameradschaft! Die Kameraden sind alle im Krieg gefallen! Was kriege ich dafür? Was, umsonst? Bist wohl blöd, Mann!“

Ja, so antwortete ein Großteil (zum Glück: nicht alle!) der Mitgefangenen, der ehemaligen Wehrmachtssoldaten; der „harte Kern“ der „Herrenrasse“, der einstmals zur „Führung Europas“ berufenen Germanen, die jetzt alle ganz unten gelandet waren: als Besiegte, als Gedemütigte, nun Verbitterte, ihrer Pose beraubten; die nicht wahrhaben wollten, daß man auch ohne den Glanz der Uniform, der Orden und der „Befehlsgewalt“ einfach „Mensch“ sein konnte und daß dieser „Titel“ die anderen weit überragte. –

Da hatte um 1875 ein deutscher Dichter nach dem Siegesrausch des gewonnenen Frankreichkrieges, der Sohn eines reformierten Pastors in Lübeck: Emanuel Geibel, ein Wort geprägt: „– und es mag am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen.“ Ein überhebliches, ein gefährliches Wort, das uns in der Welt sehr geschadet hat. –



**Emanuel Geibel
(1815–1884)**

Nicht einmal in der engen Zeltgemeinschaft war man der „Kameraden“ sicher, ob sie nicht, aus Hunger oder Habsucht, bei guter Gelegenheit des Allein-seins im Zelt, die Habseligkeiten der anderen Insassen „revidieren“ würden. –

Neue Schnürschuhe

Im Herbst 45 wurde meine langschäftigen Stiefel immer schlechter: die Sohlen zeigten Löcher, die Nähte lösten sich auf, bald hatte ich bei jedem Regen nasse Socken, nasse Füße. Da hörte ich im Lager Edingen, daß der „Tommy“ abgelegte englische Schnürschuhe ausgab an die POWs, wenn man die alten schlechten abgab. Das Gerücht bestätigte sich, man sah häufig Landser in diesen Schnürschuhen. Vor der Abgabe meiner „Knobelbecher“ löste ich das weiche Innen-Futterleder heraus. In wochenlanger Arbeit nähte ich dann diese Lederstreifen um dicken Filzsohlen und verkleidete die Oberseite mit 2 Wehrmachtstuchlappen, die ich als Lumpen auf einem Schutthaufen gefunden hatte. So entstanden Pan-

Deutsche Gefangene in Belgien

toffeln mit Ledersohlen, „Puschen“, wie man in Pommern sagte. Die nötigen Fäden zog ich aus den Zeugresten heraus, die Nadel lieh ich mir aus (gegen Brot natürlich). Auf die Oberkappen kam zweimal die Familienzahl 15, schön aus hellen Fäden aufgestickt. Ich brachte diese selbst genähten Puschen aus der Gefangenschaft mit nach Itzehoe und habe sie auch dort noch lange getragen.

Im Zelt war man froh, wenn man nicht dauernd die hohen Stiefel anhaben mußte. Tatsächlich bekam ich vom „Tommy“ für meine Stiefelwracks ein Paar fast neuer hoher Schnürschuhe, die schöne dicke Gummisohlen hatten und bis zur halben Wade hochreichten.

Filzungen geschahen ziemlich häufig in allen Lagern. Sie waren aber für mich im Vergleich zu der gemeinen und gewalttätigen Plünderung in Müllenbach (März 45) harmlos.



Man suchte bei den POWs neben Waffen und scharfen Gegenständen – Messern und anderem – vor allem Nazi-Propaganda-Schriften. Ich selbst besaß ja noch ein paar Bücher, die ich auch brav vorwies. Dabei erklärte und redete ich absichtlich ziemlich laut, damit der in hoheitsvollem Abstand mitspazierende Aufsichts-Offizier alles mitbekam. Ich deklarierte die Senfkorn-Bibel als „Holy bible“, das Gesangbuch „Heller Ton“ als: „Christian Hymn-Book“, das französische Stundenbuch als „Latin Prayer-Book“. Natürlich beließ man mir jedesmal alle Bücher, denn England ist ein sehr

christliches Land, trotzdem von der East-Indian-Company schon um 1830 behauptet wurde im Hinblick auf die Missionierung: „They say ‚bible‘ and mean ‚cotton‘.“²⁹

Da passierte mir Ende September 45, noch im Lager Edingen, bei einer Filzung Folgendes: Ein laut schimpfender englischer

²⁹ Sie reden von der Bibel und meinen die Baumwolle.

Sergeant des Wachpersonals steht vor der Front von ca. 500 POWs im Compound 12. Ich stehe mit in der ersten Reihe. Damals besaß ich noch einen kleinen gelben Taschenkalender, ein billiges Ding aus schlechtem Papier, in den ich unsere „Transferierungen“ in die verschiedenen Camps eintrug, nebst familiären Gedenktagen. Diesen Kalender verwahrte ich im Lederfutter meiner „Langschäftigen“. Gerade hatte ich die „soundso-vielte“ Filzung eingetragen und steckte das schmale Heft in den Stiefelschaft zurück. Das hatte der Sergeant-major wohl von Weitem beobachtet. Wutentbrannt kam er auf mich zu – er meinte, wohl, ich habe da eben wichtige, ausspionierte englische Militäргеheimnisse vor ihm verbergen wollen. Krebsrot fauchte er mich an: „Take out that boot, at once!“ Ich schaute ihn nur verständnislos an = ich brauchte ja kein Englisch verstehen! Ich war mir auch keiner Schuld bewußt. Darauf zeigte der Sergeant auf meinen linken Stiefel und rief: „Out that boot!“ Ich zog den ruhig aus und reichte ihn hin. Er schüttelte meinen Stiefel und der kleine Kalender fiel heraus. Da hatte er seine Beute: er hatte damit alles einwandfrei bewiesen: er hatte einen deutschen Spion überführt! Sofort ließ er mich einsperren in einen kleinen Käfig aus Stacheldraht neben dem Haupttor des Lagers. Dieser Käfig war ca. 5 Meter im Quadrat und mit einem Vorhängeschloß versehen. Somit saß ich auf dem „Pranger“, als ab-

schreckendes Beispiel für alle andern braven POWs. (Eine Woche vorher hatte ich in diesem Drahtkäfig einen mitgefangenen Landser sitzen sehen, der – nachweislich – aus einem Proviant-Depot Zucker geklaut hatte. Er saß dann 8 Tage in dem Käfig. Als Verpflegung stand eine große Tüte mit Zucker neben ihm. Zuckerlecken als Strafe! = englischer Humor!)

Inzwischen kamen Zelt-Mitbewohner angelaufen, sahen mich im Käfig sitzen und wunderten sich über diese Tatsache des Höchsten: „Ausgerechnet ich, ihr Zeltältester, das Muster an Ehrlichkeit (wie sie sagten), war eingesperrt worden.“ Ich erzählte ihnen die Kalender-Sache. Ich saß aber nur ein paar Stunden „am Pranger“, dann schloß derselbe Wachsoldat wieder auf, der mich eingespundet hatte. Es war wohl so, daß bei der Prüfung meines kleinen Kalenders der Sergeant nichts Verdächtiges hatte finden können, auf keinen Fall: ausspionierte militärische Geheimnisse. Er behielt den Kalender aber – sicherheitshalber! –

Stalag Waterloo – La Hulpe

Schon am nächsten Morgen in der Frühe wurden wir (unsere Zeltbesatzung) mit hundert anderen Gefangenen in offenen Güterwagen zum Stalag „La Hulpe“ gebracht.

Und so kamen wir am 27. September in mein letztes POW-Lager, es lag inmitten des alten Schlachtfeldes von Waterloo (Juni 1815) südlich von Brüssel.³⁰

³⁰ Aus Alexander Kerns Notizbuch:

Viele bringen ihr Leben damit zu
Dies Leben zu erhalten,
dies Leben, das oft lästig ihnen dünkt,
das sie erhalten nur und nie genießen,
und doch nicht enden möchten;
doch verteilt das Schicksal nicht an alle seine Gaben?
Hat jeder nicht sein Teil am Lebensglück?
Sei's Reichtum oder körperliche Kraft,
Gesundheit, hoher Mut, ein leichter Sinn,
Sei's Freiheit oder schöne Sklaverei,
der Liebe süßer Rausch, der Freundschaft stille Lust.
So arm ist keiner, daß nicht auf des Lebens Feld
ihm irgendeine Blume blüht; vielleicht
ein zarter Blütenzweig, der Hoffnung Kind,
ihm teurer oft als gegenwärtig Gut,
das ihm in heiterer stiller Form schon

Ausgerechnet zum naßkalten Herbst und Winter mußten wir in ein sehr schlecht eingerichtetes POW-Camp der Engländer „transferiert“ werden. Dieses Lager war ein Hohn auf jeden Humanitätsanspruch der britischen Regierung. Wir lagen in dem gelben Lehm des ehemaligen Schlachtfeldes. (Diesen zähen Lehmboden hatten die preußischen Truppen Blüchers schon damals verflucht, als sie dort, nach der Niederlage bei Ligny, im Eilmarsch nach Belle Alliance/Waterloo vorrückten, um den bedrängten Engländern unter Wellington zur Hilfe zu kommen; sie mußten durch den vom Dauerregen aufgeweichten Lehmboden marschieren, stundenlang; die Artillerie-Salven der französischen Armee bei Waterloo trieb sie zur Eile

die schönsten Früchte zeugt. O daß
ein jeder lerne, unbewölkt und frei
sein eigenes Glück zu sehn,
und nicht auf fremden Glanz
voll Sehnsucht hinzuspähn
bis des Geläuterten Blick
geblendet, auch das nahe Gut entweicht.
Gib, Schöpferin der Formen und der Kräfte,
du Unerschöpfliche an Gabe und an Liebe,
gib allen deinen Kindern Kraft und Sinn,
das zugeteilte Gute zu erkennen,
Und dann mit heitrem Mut auch dankbar zu genießen.

Sophie Marnau

Abgeschrieben Waterloo Revierzelt Camp 12 – 30. 10. 45



an. Sie kamen auf dem Schlachtfeld an, als die Engländer und Braunschweiger schon anfangen, vor der französischen „Alten Garde“ zurückzuweichen – und das Eingreifen der 40.000 Preußen unter Blücher entschied die Schlacht.)

Auf diesem Lehm lag das POW-Camp „La Hulpe“. Dort erlebte ich den für mich denkwürdigen Heilig-Abend des Schreckensjahres 1945, den 24. Dezember, so:

Ringsherum ist der Horizont begrenzt von Stacheldraht in doppelten Wänden. Dazwischen patrouillieren nachts englische Posten, Stahlhelm auf, die schußbereite Maschinenpistole im Arm; sie führen Hunde an der Kette. Auf den hohen Wachtürmen an den vier Ecken des POW-Compounds stehen weitere Posten hinter dem Maschinengewehr, dessen Lauf auf die Zeltreihen des Lagers, auf uns gerichtet ist.³¹

Mittags hat es etwas geregnet; jetzt, abends 4 Uhr, bei Sonnenuntergang, friert es schon wieder. Tausende von kalten Füßen stampfen den Boden des Appellplatzes, auf dem 3000 POWs im Viereck angetreten sind zur Abendzählung des Tages. Verhungerte Gestalten, denen die abgeschabten, dreckstarrenden Kommißklamotten um die abgemagerten Glieder schlottern; viele – ohne Mantel – haben sich zerrissene

³¹ *Ergänzende Notiz aus der Arbeitsfassung:* Vom Lager „La Hulpe“ gelang es scheinbar trotz des Doppelzaunes, vor allem im Nebel, mit Hilfe einer langen Holzlatte über die Stacheldrahtzäune ins Freie zu gelangen. Wir glaubten es den „Unternehmern“ nicht recht, daß sie die Obstbauern in der Umgebung – wo sehr große und lange Gewächshäuser standen – nachts aufsuchten und gegen „Kriegsraritäten“ oder Tabak vom Tommy: Obst, vor allem weiße Muskateller-Weintrauben eintauschten, die sie uns tatsächlich vorwiesen. Wir waren im Zweifel, ob sie tatsächlich „draußen“ gewesen waren, an den taghellen Scheinwerfern der Wachtürme vorbei. Konnten sie die Trauben nicht auch von den Stammanschaften erhalten?

Decken um die Schultern gewickelt. Hungrige Menschen frieren mehr als satte; und diese Gefangenen, die man kaum noch erkennt als ehemalige deutsche Soldaten, diese POWs hungern jetzt seit 6 Monaten.³²

Im Herbst hat man diesen Jammergehalten Tafeln vorgelegt mit Fotos aus dem Konzentrationslager Bergen-Belsen. Befehl: Wer nicht an diesen Tafeln vorbeigegangen war,

³² *Notiz aus der Arbeitsfassung:* Es gab viel weniger Brot und schlechte Wassersuppe in diesem Lager, das weithin von der Öffentlichkeit abgeschirmt war. Das Brot war weißes, kraftloses, watteähnliches Gebäck. O, wie haben wir uns in La Hulpe danach geseht, endlich mal wieder einen Kanten deutsches Kommißbrot zwischen die Zähne zu bekommen. [...] Vor Hunger konnten wir kaum aus den Augen sehen. „Hohläugig“: das war das Wort. Und dabei vor allem im Herbst immer Westwind, von der Nordsee her – feuchter Seewind. [...] Viele von den Kameraden fühlten sich so schwach, daß sie bei der Zählung nur für den Moment aufstanden, wenn der diensthabende Sergeant die Front abschritt. Sonst saßen sie vor Schwäche auf der Erde oder lagen lang. [...] Hier im Lager gab es kaum noch Vorträge – keine Sprachkurse, Lesungen, nur ab und zu im größten Zelt Gottesdienste mit Abendmahl. [...] Welch ein Gegensatz zu den Anfangsmonaten im Ami-Lager in Rennes. Hier war es Sache des Einzelnen, sich zu beschäftigen, um die große Leere der Tage auszufüllen.



Deutsche Gefangene in einem britischen Lager bei Dieppe, Oktober 1944

bekam mittags keine Wassersuppe. Also sah sich jeder Gefangene die Bilder an.

In der Woche darauf wurden wir POWs in Herden zu je 500 Mann zu einem großen Zelt getrieben, in dem ein Brausebad installiert war. Ausgekleidet sahen wir POWs genau dieselben Gerippe an uns wie auf den KZ-Tafeln. Der notwendige Schluß war natürlich: der Tommy verurteilt offiziell-international etwas, was er hier – weit weg von der Öffentlichkeit – an uns, den Deutschen selber tut. Ergo = Heuchler! Vielleicht kam das der Wahrheit ziemlich nahe.³³

³³ *In der Arbeitsfassung finden sich aber auch Gedanken dazu, die Kritik auch am deutschen Nazi-Regime üben:* Die Lügen über Juden, Engländer, Franzosen = kurz „Feinde“ generell. Der „kleine Mann“, der Bürger Amerikas, Englands = war „eo ipso“ ein Deutschenhasser, was überhaupt nicht stimmt; ich selbst habe das in Unterhaltungen mit Franzosen (Gefangenen, Bürgern), Engländern (Gefangenen), Russen (Bauern) immer wieder festgestellt. – Selbst über den Stand der deutschen Sache wurden wir durch die Presselügen immer in Unwissenheit belassen – so wie auch über KZ-Lager und Euthanasie nie etwas in der Presse erschien. Deshalb wußte der Frontsoldat weithin wirklich nichts von diesen Verbrechen! [...] So war mein Urteil am Ende des Krieges frei von jeder Begeisterung, jedem Patriotismus. Wir merkten, daß wir alle getäuscht worden waren, belogen, betrogen und dann beraubt um Heimat, Habe, Freiheit, und jedes

Heute ist der 24. Dezember 1945 und die 60.000 POWs in 12 Teil-Camps hausen immer noch unter freiem Himmel, ohne ein Dach überm Kopf, in nassen Erdlöchern mit rissigen Zeltplanen darüber, die jeden Regenguß zu einem Schrecken werden lassen. In den Erdlöchern stehen kleine tragbare Öfen, zu denen aber seit Anfang Oktober so wenig Heizmaterial geliefert wurde, daß es an vielleicht 15 Abenden mal für eine Stunde warm war unter der Zeltplane.³⁴

Nachts, das heißt, ab Dunkelwerden – im Winter hier von 5 Uhr nachmittags bis 8 Uhr früh (denn Licht gibt es nicht) – legen sich die 10 frierenden Männer in ihr naßkaltes Erdloch und ziehen das Zeltdach über sich zusammen³⁵; jeder hat alles

Nationalgefühl war systematisch in uns erstickt. Was blieb denn da noch übrig, auf das man stolz sein konnte?

³⁴ *Notiz aus der Arbeitsfassung:* Das fingerlange Stückchen Tannenzweig, das ich bei einem Marsch durchs Compound auf dem Weg fand und dann 10 Tage aufbewahrte = mein Tannenbaum. (Krippenbau unterm Weihnachtsbaum in Itzehoe und Lauenburg 1940). Die kleine Portions-Dose Marmelade, die wir Ende November einmal zur Verpflegung bekamen und die ich wochenlang aufbewahrte zusammen mit 3 Keksen, um Heiligabend etwas besonders Gutes zu essen. Damit diese beiden Dinge nicht gestohlen wurden, nahm ich sie bei jedem Appell mit zum Aufmarschplatz – wochenlang.

³⁵ *Später ins Manuskript eingefügter Kommentar von Alexander Kern:* „Selbst mein Bruder, Karl Friedrich, war in russischer Gefangenschaft

angezogen, was er an Kleidung besitzt. Dicht aneinandergepreßt, in Decke und Mantel bis über den Kopf eingehüllt, dunkle Menschenbündel, um die Körperwärme möglichst zu halten und in den Decken warm zu werden. So liegen sie im Finstern, halbwach oft bis Mitternacht, manchmal die ganze, endlose Nacht; denn wem nicht warm wird, der kann auch nicht schlafen. Die dauernde Nässe und Kälte (es ist der Lehmboden des berühmten Schlachtfeldes von Waterloo, auf dem das Camp liegt!) bringt natürlich Erkältungen und Blasenentzündungen mit sich; deshalb laufen die ganze Nacht Kameraden zur Latrine. Wer raus muß, steigt über die Deckenbündel zum Zeltausgang; dort muß er erst die Zeltbahn aufschnüren und nachher wieder zubinden. Dadurch kommt dauernd kalte Luft von draußen herein.

Neben der Latrine steht ein großer Blechkanister mit einer rötlichen Desinfektionslösung; unter dem Kanister wird ständig ein kleines Holzfeuer unterhalten von einer Wache (Gefangener), die aufpaßt, daß jeder Gefangene, wenn er von der Latrine kommt, seine Hände in der Desinfektionslösung abspült. Wäre das Wasser eiskalt, kein Gefangener würde seine Hände hineinstecken – wie sollte er sie wieder warm

besser untergebracht als wir in La Hulpe = er wohnte in einer Holzbaracke! Wir auf freiem Felde.

bekommen? Der Engländer will wohl mit dieser Maßnahme Epidemien im Lager vermeiden. Außerdem sieht das Ganze sehr hygienisch aus. Oder hat er, der Tommy, nur Angst vor Ansteckung?

Morgens, nach dem 1. Zählappell um 8 ½ Uhr, laufen die meisten Gefangenen bis zur Essenausgabe mittags am Zaun entlang und durch die Zeltwege im Kreise, zu Hunderten, um durch Stampfen und die Gehbewegung wieder Wärme in die in der Nacht erstarrten Glieder zu bekommen.

Wenn dem wachhabenden Engländer irgendetwas nicht gefällt bei der Lagerinspektion am Vormittag: die Schlafdecken in den Erdlöchern nicht so gefaltet sind, wie seine Hoheit der „Herr Corporal“ (bei uns: Obergefreiter) es wünschen, oder die mürben Zeltplanen nicht hoch genug aufgerollt sind (damit unsere Erdlöcher besser auskühlen) – dann wird zur Strafe unsere Essenration gekürzt. Da die Hungerrationen allein schon ein Hohn sind auf das Wort „Ernährung“, kann man sich denken, wie diese nach der Kürzung aussieht. (Außerdem kann man als cleverer „business-man“ auf diese Weise so allerhand „einsparen“, bei den Tausenden von Rationen!)

Essensausgabe: Deutsche Gefangene in einem belgischen Lager der Briten

Besonders empfindlich ist eine Kürzung der Mittagssuppe, denn dies ist das einzige Mal am Tage, daß die Gefangenen etwas Warmes in den Leib bekommen, auch wenn es manchmal nur heißes Wasser mit Weißkohlblättern ist. Aber es ist heiß und wird meist ganz heiß verschlungen, sozusagen als Wärmedepot.

Heute – Christmas – hat man den Eindruck, als ob der englische Aufsichthabende direkt etwas sucht, um Grund für eine „Strafe“ zu haben. Wie erwartet kommt dann auch – als besondere „Weihnachtsfreude“ des so „christlichen“ Tommy – eine Kürzung der Mittagssuppe um ein Drittel, weil „in Zelt 219 und 305 die Decken total durcheinander lagen“. Da müssen nun 3000 Kameraden für die 20 mitbüßen. Bezeichnenderweise betrifft solche Kürzung nie die „Stammmannschaft“ des Camps: ca. 100 vollgefressene Küchen- und Verpflegungs-Bullen (wohlgemerkt: auch deutsche Gefangene, die zum Teil schon Jahre hier sind!). Diese Typen tragen keine Uniform mehr, sondern abgelegte olivgrüne englische Klamotten. Als „altgediente POWs“ sehen es als ihre Pflicht an, sich von ihren Landsleuten möglichst zu distanzieren, beim Engländer zu kriechen (um den „nahrhaften“ Posten nicht zu verlieren) und in ihrer Umgangssprache viel schlechte englische Brocken zu verwenden. Diese „armen“ Menschen



dürfen natürlich auf keinen Fall hungern, noch dazu am „Christmas Eve“.

Der Engländer spielt diese Gattung Gefangener bewußt gegen die Masse der wehrlosen POWs aus. Er ist sicher, daß die „Jerries“ dann richtig bestraft werden. Motto: „Der beste Feind des Deutschen ist der Deutsche.“

Mit solchen und ähnlichen Gedanken stehen bei Sonnenuntergang dieses Weihnachtsabends die frierenden Gefangenen auf dem Appellplatz und warten eine halbe Stunde im naßkalten Westwind auf den englischen Obergefreiten, vor dem sie beim Durchzählen strammstehen müssen.

Ich stehe mitten unter diesen Männern, verhungert und verdreht in den Erdlöchern wie sie, und mit der Angst im Herzen vor der kommenden Nacht, die voller schmerzlicher Gedanken sein wird. –

Seit Februar des Jahres, also seit 10 Monaten, bin ich ohne Nachricht von meiner Frau Maria. Ich weiß nur, daß im März



die Russen ganz Pommern überrannt haben. Wo sollte ich sie nun in Gedanken suchen? In Itzehoe bei meiner Mutter? Dahin hatte ich auch geschrieben, einmal einen Brief, den zwei Kameraden, die nach Itzehoe entlassen wurden und den ganz klein gefalteten Gruß unter der Einlegesohle durchschmuggeln wollten. Der Brief kam durch und ist als Original erhalten:

Engl. Gefangenenlager Edingen bei Brüssel/Belgien
14. 9. 45

Meine liebe Mutter!

2 Kameraden werden nach Itzehoe entlassen und wollen diesen Gruß versuchen durchzubringen. Ich habe schon oft Grüße losgeschickt, weiß aber nicht, ob Dich je einer erreichte.

Ich bin seit dem 9. 3. In Gefangenschaft. Mein H.V.P. in der Eifel konnte nicht mehr restlos geräumt werden bei dem Durchbruch der Amerikaner. Daher mußte ich befehlsgemäß mit Schwerverwundeten zurückbleiben, die ich versuchen sollte, in amerikanische ärztliche Obhut zu schaffen. Ich konnte mich gut verständigen und konnte dann mit meinem 2. Zug, der OP-Gruppe, noch mehrere Tage als deutscher HVP unter amerikanischer Leitung arbeiten. Dann mußte ich all mein Gerät übergeben und bin seitdem dann nicht mehr als Sanitätsdienstgrad eingesetzt worden. Wir wurden dann in verschiedenen Lagern teilweise wenig gut behandelt. Vor allem habe ich die meisten privaten Sachen verloren. Behielt nur, was ich am Leibe hatte. Das war der Dank, daß wir hunderte von amerikanischen Verwundeten diesen letzten Winter versorgten. Ich war in der Bretagne, dann eine Zeit bei Wesel am Rhein, sollte als Sanitäter „entlassen“ werden und kam dann Anfang Juli hierher in englische Gefangenschaft. Es besteht vorläu-

fig wohl keine Möglichkeit der Entlassung. Ich treibe Sprachstudien, Noten und die Bibel, der „helle Ton“ (ein evangelisches Gesangbuch) sind meine geretteten Bücher, der letzte literarische Schatz. Gesundheitlich geht es mir gut. Wir haben nur immer Hunger. Mein Traum ist, wieder einmal satt zu sein. Die Kost ist gut, aber wenig und nichts für deutsche Mägen. – Nun zu Euch: Meine letzte Nachricht von Dir ist vom Januar, von Maria vom 19. Februar.

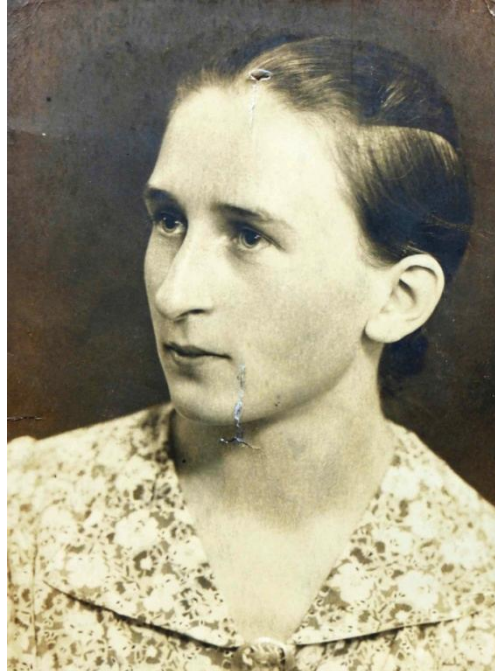
Meine große Sorge ist in diesem halben Jahr Euer Schicksal. Wie mag es bei Dir aussehen, ob Du gesund bist? Ob Maria Nachricht aus Lauenburg an Dich geben konnte? Ob sie gesund ist, ob sie vielleicht doch noch herauskam und bei Dir ist? Wann werde ich endlich darüber Gewißheit bekommen? Die offizielle Anfrage-Postkarte für das englische Interessengebiet habe ich hier am 6. 9. abgegeben. Vielleicht könnt Ihr die Antwort abschicken. Ob Leusch mit den Kleinen bei Euch ist, ob Du Nachricht von den Brüdern hast?? Von Helmut, von Trude in Sorau? Tausend Fragen, 1000 Sorgen. Sollte ich von Dir Nachricht bekommen, daß Maria in Itzehoe ist, werde ich sofort versuchen, in englisches Gebiet, also Schleswig-Holstein entlassen zu werden, eventuell zum Arbeitseinsatz. Versuche bitte auf jede Art, mir Nachricht zukommen zu lassen. Ich weiß, eines Tages wird uns ein Wiedersehen geschenkt werden.

Darauf hoffen wir und Gott wird es uns schenken. Ich grüße Dich und alle Lieben bei Dir als Dein Zander.

Keine Antwort, seit vielen Monaten. Lebt Maria überhaupt noch, oder schicke ich seit Monaten Grüße an eine Tote? Noch in der vorigen Woche bekam ein Zeltkamerad Nachricht, daß seine Frau schon im Mai dieses Jahres in Halle an Typhus gestorben war.

Das monatelange vergebliche Warten auf Post, auf Antwort, macht uns langsam stumpf, gleichgültig. Aber so gleichgültig ist man doch nicht, daß man beim Postaufruf nach der Zählung gar nicht mehrinhört: Es könnte doch mal! Viele Namen wehen am Ohr vorbei – man erfaßt nur die Hauptvokale, das genügt.

Da: „Sanitätsfeldwebel A. Kern“, ich meine nicht richtig gehört zu haben, stocke, da stößt mich von hinten Heinz Höhle in den Rücken: „Du, Alex, bist Du Feldwebel?“ „Ja, war ich mal.“ „Mensch, los, dann bist Du das. Du hast Post!“ Ich brülle sofort: „Hier“ und gehe, so schnell ich kann, zu dem



Maria 1938. Dieses Foto trug ich von 1939 bis 1946 in meiner Brieftasche. A.K.

Ausrufenden, 100 Meter über den Platz. Ich bekomme eine Postkarte aus grünem Karton. Es eine Nachricht von Maria. Die erste seit Februar! Sie lebt – nach der Flucht aus Pommern über Pillau – Ostsee – Stralsund – Itzehoe in Bad Bramstedt bei Kellinghusen in Holstein. (Sie war – wie ich nach meiner Rückkehr hörte – genau am selben Tag aus Lauenburg/Pommern nach Danzig geflohen, an dem ich in amerikanische Gefangenschaft geriet, am 9. März 1945.)

Und nun heute das 1. Lebenszeichen von meiner Frau: ich kann es noch gar nicht fassen. Ich lache und doch würgt es in meiner Kehle. Ich blicke nur immer wieder die grüne Postkarte an und denke: Meine Maria lebt, sie ist in Holstein und wartet auf mich. Das enthält alles, meine ganze Hoffnung in diesen Elendsmonaten, vor der und für die ich lebte. –

Dann lese ich immer wieder die wenigen Zeilen in Schreibmaschinenschrift („25 Worte erlaubt“). Die Karte ist datiert am 19. September 45 und ist mir durch 3

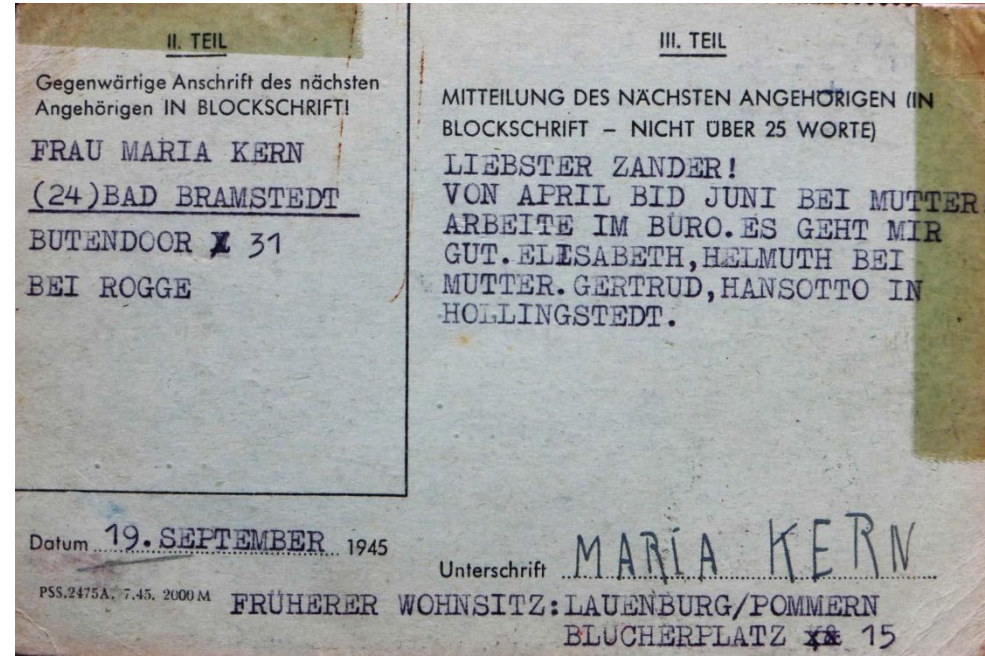
Teillager nachgewandert, um mich gerade heute, Heiligabend, nach drei Monaten zu erreichen.

Zufall? Oder ein Geschenk Gottes an diesem Tage? Für mich ist das Letztere Gewißheit!

Mit dieser Karte, mit diesem geringen Stück grünen Papiers ist mit einem Schlag die graue Welt um mich erhellt, verwandelt! Jetzt wird es erst richtig Weihnachten in mir = bin ich doch an diesem Weihnachtsabend beschenkt, so reich beschenkt wie kaum jemals in meinem Leben. –

Als ich mich dann nach dem Zählappell mit einigen Kameraden um unseren evangelischen Pastor, ein Gefangener wie wir, an einer Ecke des Stacheldrahtzaunes schare, um wie an jedem Abend sonst eine kurze Abendandacht zu halten, hört wohl kaum einer der Kameraden so wie ich mit tiefster innerer Freude und Dankbarkeit die Weihnachtsbotschaft, und singt wohl keiner so wie ich aus vollem Herzen: „Das ew'ge Licht geht da herein, gibt der Welt ein' neuen Schein; es leucht' wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht. Kyrieleis.“

Ja, das Weihnachtslicht leuchtete mitten in der Nacht unserer Gefangenschaft! Ringsum starrt der Stacheldraht – ich sehe



ihn nicht mehr: in meinen Gedanken feiere ich Weihnachten mit meiner Maria zu Hause.

Das war Heiligabend 1945!

Briefe 1945–1946

Im Original erhaltene Briefe aus der Zeit der Gefangenschaft. Die an Alexander gerichteten Nachrichten erreichten ihn erst nach Weihnachten 1945.

Maria an Alexander

BAD BRAMSTEDT, 24. OKTOBER 1945.

MEIN LIEBER ZANDER!

OB DU NICHT SCHREIBEN DARFST? ICH WARTE SEHR AUF POST VON DIR. VON IRMGARD UND DORE³⁶ KEINERLEI NACHRICHT. MARTIN³⁷ IN HANERAU.

MARIA

³⁶ Marias Schwestern

³⁷ Alexanders Lauenburger Kollege und Trauzeuge Martin Leuchtmann

Alexander an Maria

15. Dezember 1945

Meine liebe Maria-Frau! Nun ist in acht Tagen Weihnachten und deine und meine Gedanken werden schwer, sorgenvoll und traurig, wenn wir uns vorstellen, dass auch dieses Mal wieder eine grosse Raumspanne uns unbarmherzig trennt an diesem, unserm schönsten deutschen Fest, das gemeinsam zu feiern uns in all den Jahren unserer Ehe nur einmal gegönnt war, im Jahre 1943. Die Erinnerungen an dieses, unser erstes gemeinsames Weihnachten mit eigenem Christbaum, dem schönen Singen mit dem Chor und der Gemeinde in den Festtagsgottesdiensten soll uns als Schatz bleiben, wir wollen davon diesmal noch zehren in der Hoffnung, dass einmal unsere endliche Wiedersehensstunde schlägt; das wird unser schönster Festtag sein, und wäre draußen grauer Alltag. Behalte diesen guten Mut und die feste Hoffnung wie ich im neuen Jahre fest. In diesem liebenden Gedanken bin ich immer bei dir und küsse dich. Dein Manno.



Heimaturlaub in Lauenburg April 1943

Dr. Karl und Anni Flemming (Onkel und Tante) an Alexander

Detmold, d. 18. 12.

Mein lieber Zander,

Wie möchten Tante Anni und ich wünschen, daß Du das Weihnachtsfest zu Hause bei Deinen Lieben erleben könntest! Aber da wir nicht wissen, wo Du in den Festtagen bist, senden wir Dir einen herzlichen Weihnachtsgruß in das Lager. Möchtest Du mit Dir einen Hauch der Weihnachtsfreude verspüren, die den offenen und empfänglichen Herzen bereitet ist! Wie wünschen wir Dir ferner, daß Du bald mal wieder an Deiner geliebten Orgel sitzen darfst, um wie früher die Menschen durch Dein Spiel zu erfreuen! Sehulich Dein Onkel Karl

Ein gesegnetes, stilles Christfest, lieber Zander + baldige Heimkehr z. Deinen Lieben wünscht Dir Deine Tante Anni.

Kirchenvorstand St. Laurentii Itzehoe an Alexander

Kirchenvorstand Itzehoe, den 28. 12. 1945.

Lieber Herr Kern!

Von Ihrer Mutter haben wir gehört, dass Sie sich noch in Gefangenschaft befinden. Nun wird in diesen Tagen das Itzehoer Organistenamt, das mit dem Amt des Chorleiters verbunden ist, ausgeschrieben. Wir möchten Sie auf die Anregung Ihrer Mutter hin auffordern, sich um dies Amt zu bewerben, wobei wir natürlich über den Erfolg der Bewerbung keine Aussagen machen können. Die Bewerbung ist zu richten an das Patronat der Kirchengemeinde Itzehoe, zu Händen der Frau Äbtissin von Rumohr, Itzehoer Klosterhof.

Ihnen für Ihre Zukunft und Ihren weiteren Weg alles Gute wünschend bin ich

mit freundlichem Gruß,

Ihr Lensch P.

Maria an Alexander

BAD BRAMSTEDT, 15. 2. 1946.

LIEBSTER!

DEINEN BRIEF VOM 23. 1. ERHALTEN. WÄREST DU NUR ERST HIER. ICH WARTE SO AUF DICH.

SEHR VIELE LIEBE GRÜSSE UND KÜSSE

VON DEINER KLEINEN FRAU.



Maria und Alexander in Henriettental, Herbst 1940

V.2 Jesu, deine Passion [Fugato-satz i.d.Art Pachelbel'scher Vierveltler] Triolatte

Sopran: Meine Seele sehen mach, deine Angst u. Ban-de
 Alt: Meine See-Le sehen mach, deine Angst u. Ban-de
 Tenor: meine Seele se-hen mach, deine Angst u. Ban-de
 Bass: meine Seele sehen mach, dei-ne Angst, Ban-

schan-de, deine Geissel, Dornen-kron, Speer u. Nä-gel
 -de, deine Geissel, Dornen-kron, Speer und Nä-gel wun-
 deine Geissel, Dornen-kron, Speer und Nä-gel wun-den
 Kreuzes-schan-de, deine Geissel, Dornen-kron, Speer u.

dei-ne Schläge, deine Schmach, dei-ne Kreuzes-
 deine Schläge, deine Schmach, deine Kreuzes-schan-
 deine Schläge, deine Schmach, deine Kreuzes-schan-de
 -de, deine Schläge, deine Schmach, deine

wun-den, deinen Tod, Gottes Sohn, der mich dir ver-bun-den
 den, deinen Tod, Gottes Sohn, der mich dir ver-bun-den
 deinen Tod, Gottes Sohn, der dich mir ver-bun-
 Nä-gel wun-den, deinen Tod, Gottes Sohn, der mich dir ver-bun-
 den. 18.2.42

Die letzten beiden Monate meiner Gefangen-schaft

Januar–Februar 1946

Bei Frost oder naßkaltem Regenwetter vegetierten wir POWs nur so dahin. Nur wenige Kameraden hatten das Glück und die

Freude, durch Nachricht von ihren Angehörigen wieder Auftrieb, wieder Hoffnung zu bekommen. Die schlechte Ernährung, die miserable „Unterkunft“ in den Erdlöchern taten das ihrige = wir vegetierten dahin. Für irgendwelche geistige Beschäftigung konnte ich nur mit Mühe noch die Energie aufbringen, und das nur für wenige Stunden. Ich schrieb dann meistens Chorsätze, Motetten oder (vereinzelt) Orgel-Vorspiele, die noch heute in meinem Notenheft stehen. Wir

Aus „Der helle Ton“, rechts mit Eintragungen aus Enghien (August 45) und Waterloo (Jahresende)

hatten in Waterloo-La Hulpe keinen Raum zum Aufwärmen, zum Hinsetzen, zum Lesen oder Schreiben.

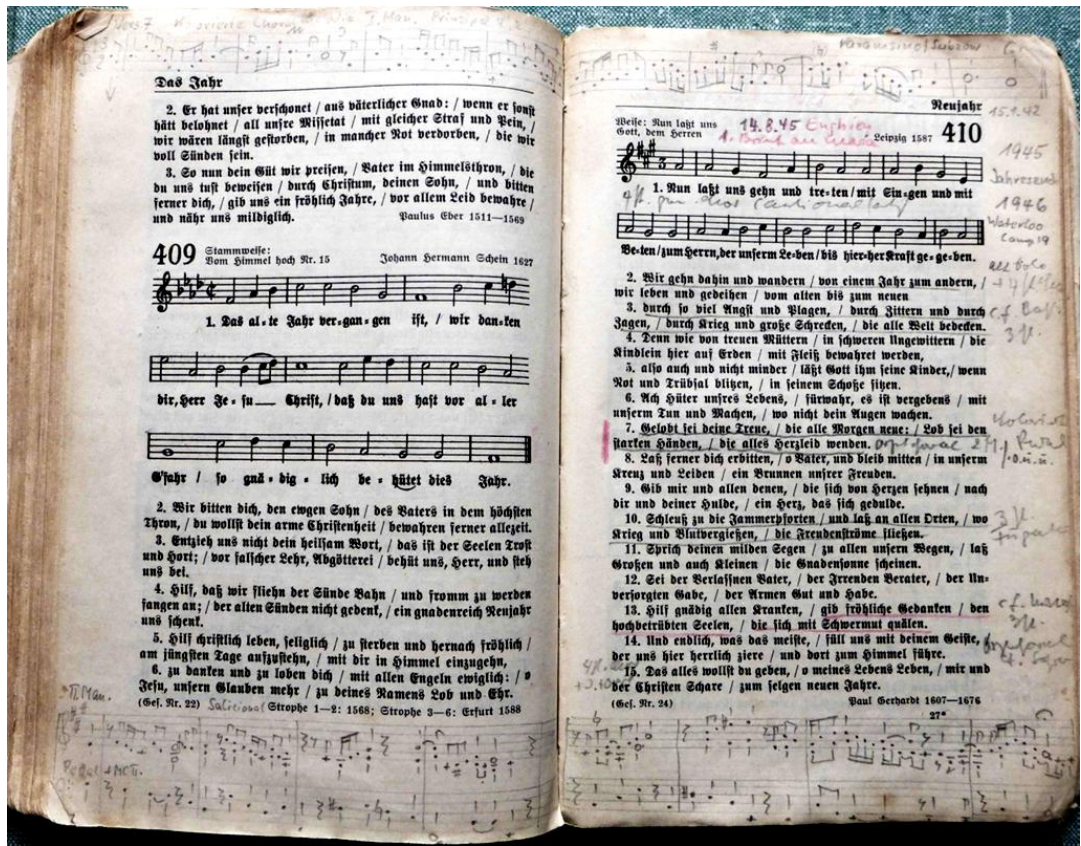
In der Weihnachtszeit bekam ich vom YMCA-Gefangenendienst³⁸ ein abgezogenes Advents-Weihnachtsheft von der World's Alliance of War Prisoners Aid in Genf, das in der Schweiz herausgekommen war mit guten Sätzen von Kantor Otto Spar und Kantor Stier, herausgegeben von Pastor Theopold. Ich besitze es noch!

In diesen Wochen um Sylvester fühlte ich mich oft so schwach, daß ich mir selbst zureden mußte, um aus den klammen, feuchtkalten Decken in unserem Lehmloch aufzustehen, das sich Zelt Nr. 14 nannte.

Unter einem der Liedsätze aus dieser Zeit in meinem Notenheft habe ich damals vermerkt: „Januar 1946, Waterloo-La Hulpe, Camp 2228, im nassen Erdloch des Compound 14.“

Ich habe dort Sätze geschrieben über die Kirchenlieder „Vom Himmel hoch“, „Gelobet seist Du, Jesu Christ“, „Ich steh an

³⁸ YMCA – Young Men's Christian Association, Christlicher Verein Junger Menschen



deiner Krippen hier“ – dies schöne Lied; den Satz schrieb ich am 23. Dezember 1945, einen Tag bevor ich nach 10 Monaten den ersten Gruß von Maria bekam! Und weiter: „Fröhlich soll mein Herze springen“, dazu ein colorierter (Sopran)

Orgelchoral über das Epiphaniastlied „Wie schön leuchtet der Morgenstern“ – mein Geburtstagslied.



Bei der Aufzeichnung all dieser Liedsattitel, die ich um Weihnachten 1945 geschrieben habe, muß ich wohl mit diesem „inneren, geistlichen Musizieren“ versucht haben, mich von der Misère des Gefangenenlagers in eine „bessere Welt“ zu versetzen – und dazu ist ja der Tonsatz in allen Jahrhunderten für Kantoren ein vortreffliches Mittel gewesen.

An meinem Geburtstag, dem 6. Januar 1946, zeichnete mir ein Zeltkamerad (Heinz Höhle mann) auf einem kleinen Blatt folgenden Geburtstagsgruß:

Deine Zeltkameraden des POW-Camps 2228 wünschen zum 35. Geburtstag viel Glück, alles Gute und baldige Heimkehr.

Mit den Unterschriften:

Heinz Kunze, Höhle mann, Helmschmidt, K. Santas, Neuber, Sebastiany, H. Wunder, Conrad Ruschlank, Max Gründel, San. Obgefr.

Am 8. Februar finde ich dann die Choralsätze der 4. und 5. Strophe des Liedes „Nun laßt uns gehen und treten mit Singen und mit Beten ...“

Also und auch nicht minder
Läßt Gott ihm seine Kinder
Wenn Not und Trübsal blitzen
In seinem Schoße sitzen.

Darunter die Bemerkung: „im Schlammloch von Waterloo-La Hulpe 8. 2. 1946“

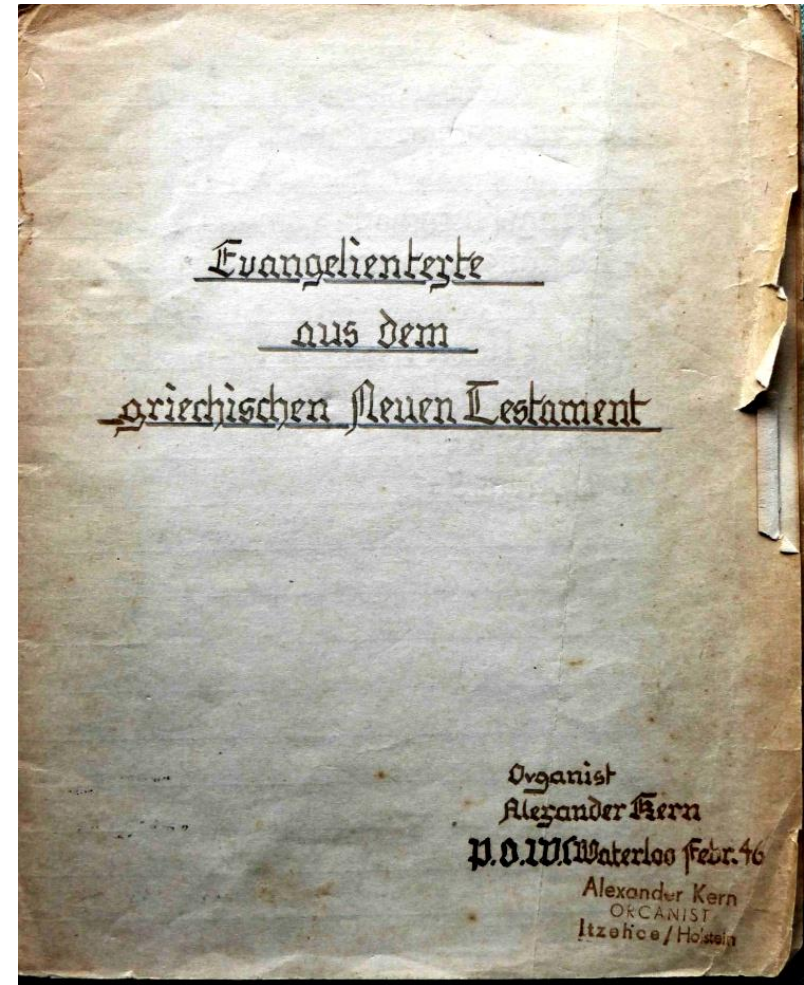
Fahrt nach Nordhorn (holländische Grenze) – Entlassung

Schon bald nach dieser Eintragung – Ende Februar – wurde unsere Zelt-Mannschaft plötzlich in ein anderes Teillager „transferiert“. Dort wurden wir alle ärztlich untersucht. Am 2. März wurden wir verladen und es ging nach Osten. Das war Richtung Heimat. Die Begleitmannschaften wußten nichts – sagten uns nichts vom Ziel der Reise. Aber wie nun alle lebendiger wurden, trotz Schwäche und Entkräftung: alle hofften wieder!

Und am 3. März, morgens, landeten wir in Nordhorn/Grafschaft Bentheim, der Grenzstadt nach Holland. Dort wurden wir aus der englischen Gefangenschaft entlassen. Entlassen außerdem aus der deutschen Wehrmacht, und es wurde uns ein Entlassungsgeld gezahlt von 40,- Reichsmark. In der Lager-Verwaltungs-Baracke wurde mir der Entlassungsschein ausgehändigt, der unterschrieben war von einem Major Higgs.

Auf meinem „Certificate of Discharge“ stand unter „ärztlicher Befund“:

„Schlechter Allgemeinzustand“, Tauglichkeitsgrad „Unfit (for work), fit for travle“. Übersetzt: Arbeitsunfähig, aber reisefähig.



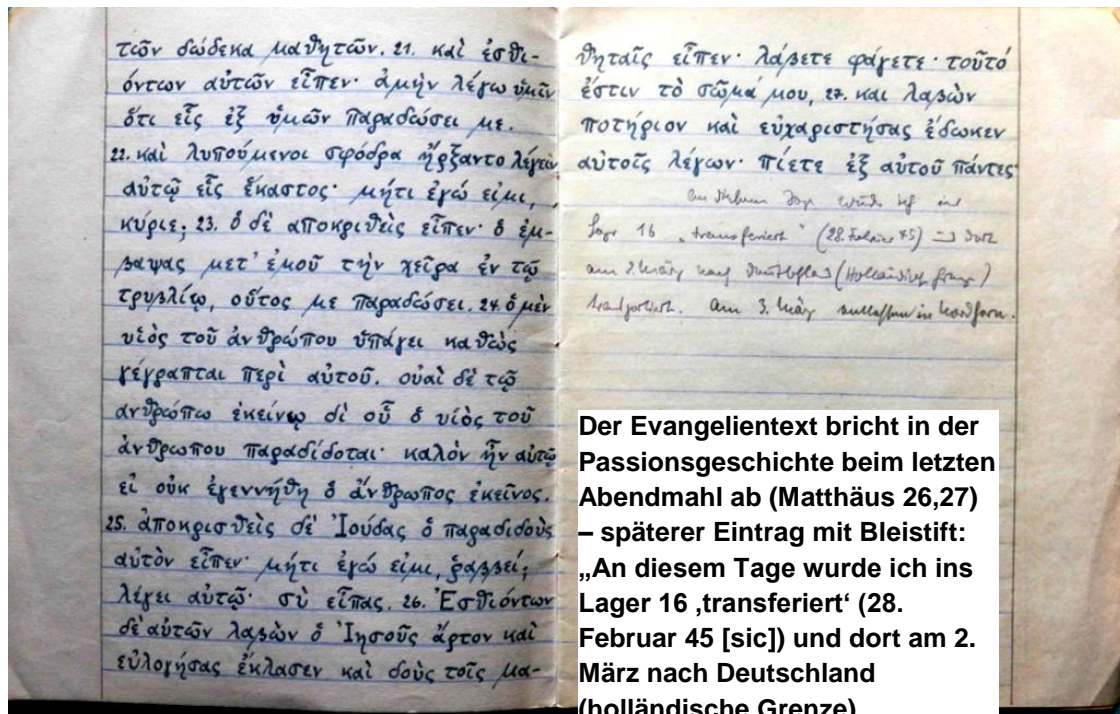
Waterloo, Februar 1946: Kern schreibt Evangelientexte im griechischen Original ab

Der „Clerk“ des englischen Büros, ein deutscher Gefangener, der Angestellte des für die Entlassung zuständigen Offiziers, schrieb das Wort für Reise – travel – noch falsch.

Aber viel wichtiger war, daß nicht angegeben war, welches die Ursache für dieses „unfit“ war. Meine große körperliche Schwäche und der lebensbedrohende Gewichtsverlust (wir sahen aus wie Skelette!) war von der englischen Gefangenenlager-Verwaltung verursacht worden, durch monatelange Unterernährung, Unterbringung praktisch auf freiem Felde, riesiger Gewichtsverlust. Das klingt alles etwas dramatisch, aber ich kann das nachweisen:

Als ich am 6. März 1946 bei meiner Frau Maria in Bad Bramstedt/Holstein ankam, war das Erste und Notwendigste, daß ich endlich mal badete, um den Dreck des Lagers loszuwerden. Maria half mir und seifte mich ein. Dabei kam ihr meine extreme Magerheit, die hervorstehenden Rippen und herausstechenden Hüftknochen zu Gesicht. Diese Knochen waren so vollkommen ohne Muskel- oder Hautpolster, daß sie seit Monaten vom Liegen auf bloßem Boden dauernd entzündet waren und voller

Wundschorf. Maria weinte, als sie diese jämmerliche Gestalt sah. Im Kriege hatte ich im Durchschnitt 140–150 Pfund gewogen. Jetzt, 3 Tage nach der Gefangenschaft, zeigte die Waage ganze 92 Pfund an: 60 Pfund Verlust in einem Jahr Gefangenschaft. –



Der Evangelientext bricht in der Passionsgeschichte beim letzten Abendmahl ab (Matthäus 26,27) – späterer Eintrag mit Bleistift: „An diesem Tage wurde ich ins Lager 16 ‚transferiert‘ (28. Februar 45 [sic]) und dort am 2. März nach Deutschland (holländische Grenze) transportiert. Am 3. März entlassen in Nordhorn“

A 547 280

CONTROL FORM D.2
Kontrollblatt D.2

P 81

CERTIFICATE OF DISCHARGE
Entlassungsschein

I
PERSONAL PARTICULARS
Personalbeschreibung

ALL ENTRIES WILL BE
MADE IN BLOCK LATIN
CAPITALS AND WILL BE
MADE IN INK OR TYPE-
SCRIPT.

Dieses Blatt muss in folgender
weise ausgefüllt werden:
1. In lateinischer Druckschrift
und in grossen Buchstaben.
2. Mit Tinte oder mit
Schreibmaschine.

SURNAME OF HOLDER KERN
Familiennamen des Inhabers
DATE OF BIRTH 6.1.11
Geburtsdatum (DAY/MONTH/YEAR)
CHRISTIAN NAMES ALEXANDER
Vornamen des Inhabers
PLACE OF BIRTH ITZEHOE Tag/Monat/Jahr
Geburtsort
CIVIL OCCUPATION ORGANIST
Beruf oder Beschäftigung
FAMILY STATUS SINGLE † Ledig
Familienstand MARRIED Verheiratet
WIDOW(ER) Verwitwet
DIVORCED Geschieden
HOME ADDRESS Strasse BLÜCHERPLATZ 15
Heimatanschrift Ort LAUBENBURG
Kreis
Regierungsbezirk/Land
KÖSLIN

I HEREBY CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE PARTICULARS GIVEN ABOVE ARE TRUE.
I ALSO CERTIFY THAT I HAVE READ AND UNDERSTOOD THE "INSTRUCTIONS TO PERSONNEL" ON DISCHARGE" (CONTROL FORM D.1).
SIGNATURE OF HOLDER [Signature]
Unterschrift des Inhabers
Ich erkläre hiermit, nach bestem Wissen und Gewissen, dass die obigen Angaben wahr sind.
Ich bestätige ausserdem dass ich die "Anweisung für Soldaten und Angehörige Militär-ähnlicher Organisationen" u.s.w. (Kontrollblatt D.1) gelesen und verstanden habe.

II
MEDICAL CERTIFICATE
Ärztlicher Befund

DISTINGUISHING MARKS
Besondere Kennzeichen
DISABILITY, WITH DESCRIPTION SCHLECHTER ALLGEMEINZUST.
Dienstunfähigkeit, mit Beschreibung UNFIT FIT FOR TRAVEL
MEDICAL CATEGORY
Tauglichkeitsgrad

I CERTIFY THAT TO THE BEST OF MY KNOWLEDGE AND BELIEF THE ABOVE PARTICULARS RELATING TO THE HOLDER ARE TRUE AND THAT HE IS NOT VERMINOUS OR SUFFERING FROM ANY INFECTIOUS OR CONTAGIOUS DISEASE.
SIGNATURE OF MEDICAL OFFICER [Signature]
Unterschrift des Sanitätsoffiziers
Ich erkläre hiermit, nach bestem Wissen und Gewissen, dass die obigen Angaben wahr sind, dass der Inhaber ungezeifertfrei ist und dass er keinerlei ansteckende oder übertragbare Krankheit hat.

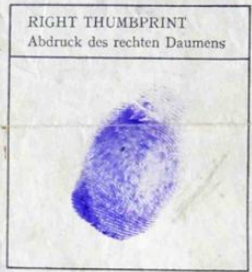
NAME AND RANK OF MEDICAL OFFICER DR. RIESE, ASS. A
IN BLOCK LATIN CAPITALS
Zuname/Vorname/Dienstgrad des Sanitätsoffiziers
(In lateinischer Druckschrift und in grossen Buchstaben)
P.T.O.
Bitte wenden

† DELETE THAT WHICH IS INAPPLICABLE
Nichtzutreffendes durchstreichen

III
PARTICULARS OF DISCHARGE
Entlassungsvermerk

THE PERSON TO WHOM THE ABOVE PARTICULARS REFER
Die Person auf die sich obige Angaben beziehen

WAS DISCHARGED ON (Date) 4 März 1946 FROM THE ARMY
wurde am (Datum der Entlassung) vom/von der



CERTIFIED BY [Signature] OFFICIAL
Beglaubigt durch
EMBOSSED SEAL
NAME, RANK AND APPOINTMENT OF OFFICER IN BLOCK CAPITALS G.W.HIGGS MC MAJOR
OC No 20 DISBANDMENT CONTROL UNIT
Anteiliger Einprägungsstempel

192 Kleider... [Signature]

* INSERT "ARMY", "NAVY", "AIR FORCE", "VOLKSTURM" OR PARA-MILITARY ORGANIZATION, e.g. "R.A.D.", "N.S.F.K.", ETC.
Wehrmachtteil oder Gliederung der die Einheit angehört, z.B. "Heer", "Kriegsmarine", "Luftwaffe", "Volksturm", "Waffen SS", oder "R.A.D.", "N.S.F.K.", u.s.w.

DISCHARGE MONEY PAID 4 März 1946

Registriert im Kreis Grafsch. Bentheim Rg. 8 2 Osnabrück
W. Nr. 101 13. März 1945 8 - Krei. (Luft)tl. l. g. s. m. 43

Abwiesung nach Hylten (Wolsten) (Kinder)

Wohlfahrtsamt der Freien Hansestadt Bremen
Flüchtlingsfürsorge
5. März 1946
Der Lanova
Kreis Grafschaft Bentheim

Mit Lebensmittelkarten versorgt für 2 Tg. 7 Pers. bis einschließlich 5.3.46



5. MRZ 1946

Arbeitsamt Elmshorn
Nebenstelle Itzehoe
12024 2 C. III. 48

In die allgemeine Lebensmittelvers. der Stadt Itzehoe aufgen.
9. März 1946

Übrigens war auf meinem Entlassungsschein sogar der Daumenabdruck meiner rechten Hand = wie bei Verbrechern!

Als ich am Vormittag des 4. März 46 als entlassener POW und freier Mann durch das Stacheldraht-Tor des E-Lagers in Nordhorn an der holländischen Grenze ging, war mein erster Wunsch: endlich mal wieder allein sein. Ich wanderte in die Heidelandschaft links vom Lager und freute mich über die zarten Birkenbäumchen, die verstreut zwischen den vorjährigen Heidepolstern standen.³⁹ Frei zu sein vom Stacheldraht, von der Bewachung durch bewaffnete Posten und Wachhunde, hingehen können, wo ich hinwollte – schon das Bewußtsein dieser Freizügigkeit war wie ein Geschenk. Seit der Gefangennahme war ich ein ganzes Jahr lang in hautenger Nähe von Mitgefangenen gewesen, nie ohne Aufsicht, zusammengepfercht auf engstem Raum – und nun winkte endlich das eigentliche Leben, die Selbstbestimmung dessen, was ich tat, das Alleinsein, wenn ich es wünschte, und als ganz nahe

³⁹ *Notiz in der Arbeitsfassung:* Die freundliche alte Frau in Nordhorn (holländische Grenze) am 3. März 1946, die mich von der Straße mitnahm in ihre Wohnung und mir heißen Kaffee und Butterbrote vorlegte: „Mein Sohn ist nicht wiedergekommen!“

Wirklichkeit meine sofortige Rückkehr zu Maria. Noch vage lag in der Zukunft die Hoffnung auf ein neues Kirchenamt als Kantor und Organist an der St. Laurentii-Kirche in meiner Geburtsstadt Itzehoe in Holstein, das, wie meine Mutter schrieb, seit 6 Jahren vakant war: eine verheißungsvolle Zukunft. In mir sang es an diesem ersten Tag in Freiheit: „Nun lob mein Seel den Herren mein – – errett' dein armes Leben, nimm dich in seinen Schoß!“

Rein äußerlich war der entlassene POW Kern bestimmt kein erfreulicher Anblick: abgemagert bis auf die Knochen, eingefallene Augenhöhlen, krumme, nach vorn gebeugte Haltung, langsamer, schleppender Gang. Meine Kleidung entsprach diesem Zustand: mit der Wehrmachtsuniform, Feldbluse, Hose, Mantel und Mütze, hatte ich ein ganzes Jahr im Dreck gelegen. Aus diesen Sachen war ich wochen-, ja, monatelang nicht herausgekommen. Sie waren so zerlumpt, daß Maria zu Hause sie nicht einmal mehr als Putzlappen verwenden wollte.

Zum Glück hatte Maria von Lauenburg/Pommern einen Anzug von mir nach Itzehoe geschickt in einer Kiste, kurz bevor Pommern von den Russen abgeschnitten wurde, im Januar 1945. Diesen Anzug trug ich dann, Bekleidung war sonst, auch

für viel Geld, in diesem Nachkriegsjahr nicht zu bekommen. Das hatte für mich beinahe komische Folgen.

Als ich mich dann im März 1946 offiziell beim Kirchenvorstand von St. Laurentii um die Kirchenmusiker-Stelle (A) bewarb, war es ein großes Glück, daß meine Frau mein Zeugnis über die Staatsprüfung an der Berliner Akademie (1938) aus Pommern gerettet hatte.⁴⁰ Von den sieben Bewerbern mit Staatszeugnis wurden vom Kirchenvorstand Itzehoe dann drei Kirchenmusiker zum Probe-Orgelspiel und zu einer Chorprobe bestellt, im Mai 1946. Meine „Mitbewerber“ waren: der Kantor und Organist Lothar Penzlin aus Berlin-Dahlem und Fräulein Margot Scherz aus Neuruppin in Mecklenburg.

⁴⁰ *Notiz in der Arbeitsfassung:* Mit unseren anderen Papieren war es ihr nicht so gut gegangen: Unsere Trauscheine vom Standesamt und Kirche z. B., vom 30. Juni 1939, waren ihr auf der Flucht verloren gegangen.

Registrierungskarte für Flüchtlinge.
in „Clobber“ Kreis Grafschaft Bentheim. Nr. 37

Name: Kern Vorname: Alexander geb. am 6.1.11
Beruf: Organist Familienstand verh. Konfession ev.
endgültig aus der Wehrmacht entlassen 3.3.46 Letzte Heimatanschrift
Lauenburg/Pom. Reg.-Bez. Küslin

ärztliches Untersuchungsergebnis
arbeitsunfähig ja wird Arbeitsvermittlung gewünscht

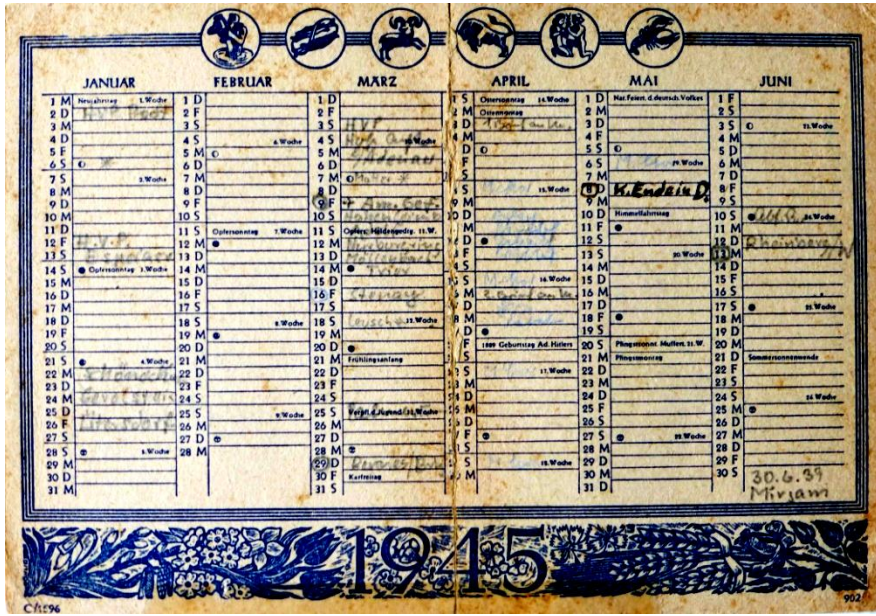
überwiesen an Gemeinde/Lager Margot Scherz
zu Familie:
zum Arbeitseinsatz bei

L. S. Nordhorn, den 4. März 1946
Dezember 1945.
Der Landrat
— Kreiswohlfahrtsamt —

Zu dieser Organistenprobe hatte ich keinen dunklen Anzug. Es war damals auch keiner zu kaufen. Es muß für die Kirchenältesten von St. Laurentii und für die Sänger des Kirchenchores ein seltsamer Anblick gewesen sein, als ich im dunkelblauen Konfirmationsanzug meines ältesten Bruders, Adolf (der in Rußland vermißt war – und blieb!), zum Probe-Dirigieren vor den Chor trat, um den 1. Satz der schönen Bach-Kantate Nr. 29 „Wir

danken Dir, Gott“ einzuüben – denn mein Bruder Adolf war einen Kopf kleiner als ich gewesen, und so endeten die Jackenärmel des Anzugs in der Nähe der Ellbogen und die Hosenbeine an der halben Wade: Tableau! Aber damals, 1946, fiel das gar nicht besonders auf: jeder war froh, wenn er überhaupt was anzuziehen hatte!

Das Probe-Orgelspiel und die Chorprobe fielen dann zu meinen Gunsten aus und ab 15. Mai 1946 war ich hauptamtlicher Kantor und Organist in Itzehoe, ein Amt, das ich dann 27 Jahre versehen habe.



Das Kalenderblatt 1945

Alexander Kerns Eintragungen

2. 1.	HVP Rodt [Forthaus bei St. Vith]
6. 1.	* [Alexanders Geburtstag: 34 Jahre]
12. 1.	HVP Espelaar
22. 1.	HVP Schönecken

24. 1.	Gerolstein
26. 1.	HVP Ütersdorf
3. 3.	HVP Hohe Acht b/Adenau
9. 3.	+ amerikanische Gefangenschaft Hohenleimbach
12. 3.	Nürburgring
13. 3.	Müllenbach
14. 3.	Trier
16. 3.	Stenay
18. 3.	Leusch [Geburtstag der Schwester]
29. 3.	Rennes/Bretagne
3. 4.	1. Brief an Maria
8. 4.	Männerchor
10. 4.	[Sprachkurse] Englisch
11. 4.	Griechisch
12. 4.	Hebräisch
13. 4.	Russisch
15. 4.	Männerchor
16. 4.	2. Brief an Maria
22. 4.	Männerchor
29. 4.	Männerchor
6. 5.	Männerchor
8. 5.	Kriegsende in Deutschland
10. 6.	Abfahrt von Rennes
12. 6.	Rheinberg/Wesel
30. 6.	30.6.39 Mirjam [Hochzeitstag]
2. 7.	Abfahrt von Rheinberg

3. 7.	Enghien/Belgien – englisches Stalag Camp 5
9. 7.	4 Monate [in Gefangenschaft]
24. 7.	Monthuchon [1. Jahrestag des US-Angriffs auf den HVP; die Zahlen am Rand des Kalenderblatts beziehen sich vermutlich auf die 18 Psalmen, die Alexander Kern an diesem Gedenktag gelesen hat]
2. 8.	1914! [Beginn des 1. Weltkriegs]
9. 8.	5 Monate Gefangener
14. 8.	1. Brief an Mutter
15. 8.	Kriegsende G.s.L.u.D. [Gott sei Lob und Dank]
19. 8.	die 3. Decke!
21. 8.	2. Brief an Mutter
25. 8.	Böse Nachricht aus Pommern. O meine Heimat!
31. 8.	3. Decke = weg [verschwunden, gestohlen]
1. 9.	Kriegsbeginn vor 6 Jahren
2. 9.	Sedanstag [18]70
6. 9.	Karte nach Itzehoe
9. 9.	6 Monate [Gefangener]
10. 9.	Camp 1
19. 9.	„Faust“ Künstler. Aufführung
23. 9.	Camp 4
24. 9.	Abschied
26. 9.	Nach Stalag 2228 La Hulpe Waterloo
1. 10.	Comp 12
2. 10.	Decke weg!
3. 10.	Da!

9. 10.	7 Monate [Gefangener]
10. 10.	im Revier [=Krankmeldung]
12. 10.	Karte an Mutter
13. 10.	Brief an Maria
17. 10.	Tante Trude * [Marias Tante Gertrud Bergmann † 1944]
25. 10.	Karte an Onkel Karl
26. 10.	Brief an Maria
1. 11.	Allerheiligen
2. 11.	Allerseelen
14. 11.	Karte an Mutter
15. 11.	Brief an Maria
17. 11.	Auf dem Revier (Zahnarzt)
22. 11.	Karte an Maria
25. 11.	Totensonntag Abendmahl
2. 12.	1. Advent Gottesdienst
6. 12.	6 Jahre! [Eingezogen zum Kriegsdienst 1939]
8. 12.	Nach Comp 14
9. 12.	2. Advent
16. 12.	3. Advent
23. 12.	4. Advent
24. 12.	Heiligabend 1. Nachricht von Maria
28. 12.	Karte von Mirjam [=Maria]
29. 12.	Karte von Mirjam
30. 12.	Comp 19
31. 12.	Sylvester

Gedanken eines Kriegsgefangenen, dessen Land den Krieg verloren hat (1945–46)

Zitate/Urteile über: Staat, Staatsgewalt, Gewalt-Mißbrauch

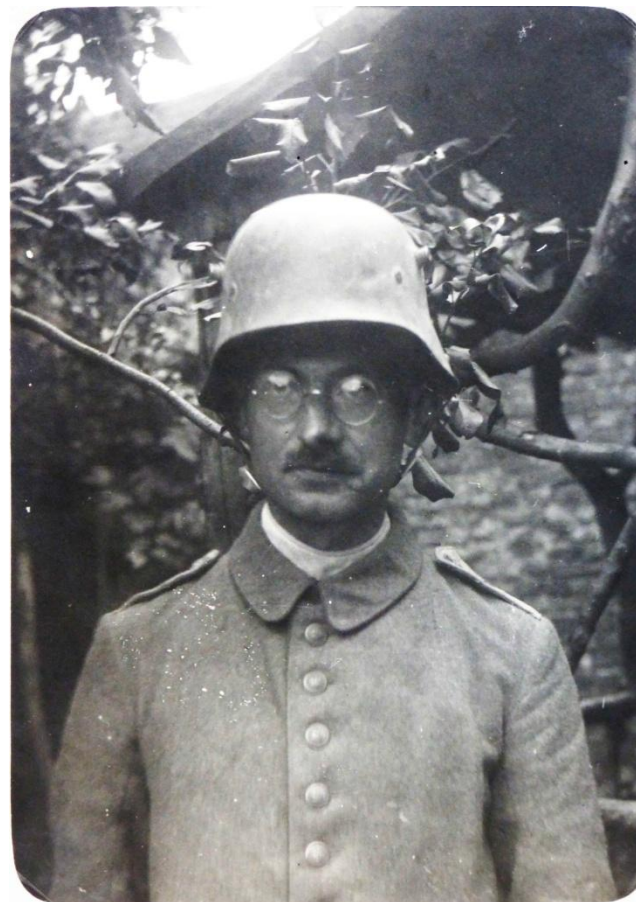
Ein Brief meines Vaters, Adolf Kern, an den im Felde stehenden Lehrer Plagmann aus Itzehoe

Itzehoe, den 6. Sept. 1914

Sehr geehrter Herr Kollege!

Sie haben mir zweimal ausführlich geschrieben, das erste Mal noch aus Frankreich, als das Gewitter heraufzog, und jetzt wieder aus Ihrem Fort zur Zeit, wo alles schon im Gange ist. Haben Sie für beide Briefe meinen herzlichen Dank.

Für Sie freut es mich, daß Sie vorläufig noch in Muße leben können. Wer weiß, bald wird wohl auch an Sie der Ernst des Krieges herantreten. Dann aber begleiten Sie, wie jeden, der draußen für uns ficht, unserer aller Wünsche. Wir Zurückgebliebenen sind bei aller täglichen Arbeit mit unseren Gedanken doch immer wieder bei den Kämpfen und den Kämpfenden und feiern die herrlichen Erfolge, die bereits errungen sind. Wer hätte es gedacht, daß unsere Truppen nach so kurzer Zeit vor Paris stehen würden. Man ist geradezu verwöhnt



Adolf Kern 1917

durch alle die Siegesnachrichten und wundert sich, wenn einmal einen Tag eine Siegespost ausbleibt. Meine Frau hat drei Brüder im Felde. Der älteste hat bei Metz mitgefochten und ist seit dem 28. nach Rußland unterwegs. Hoffentlich können wir den Österreichern gegen die russischen Massenheere noch rechtzeitig beispringen. Den Sieg bei Ortelsburg macht uns so leicht keiner nach. Dr. Pfau ist als Offiziersdolmetscher bei dem Stabe seines Ingolstädter Regiments, neulich sind ihm 6 Franzosen in den Weg gelaufen und haben auf seine Aufforderung die Waffen gestreckt. Er war mit einigen Herren im Automobil, sie hätten ihn bequem über den Haufen schießen können, teilweise scheinen die guten Leute doch recht mutlos und kampfes müde zu sein.

Wie glücklich müssen sich die fühlen, die an der Weltgeschichte tätig mitwirken. Wir hier sind zu nichts nütze, jedoch zum Nachwachendienst in der Itzehoer Bürgerwehr. Jede 8. Nacht trotten wir los. Es ist kein gefährlicher Posten, in den hellen Mondscheinnächten sogar ein Vergnügen.

Die Neuphilologie bekommt durch den Krieg einen tüchtigen Knacks. Vorläufig hört wohl der Aufenthalt im Ausland auf. Sie haben ihn noch vor Toresschluß genießen können. Was kommt es jetzt auch auf Französisch und Englisch an. Wir müssen mit den Leuten „Deutsch“ reden.

Leben Sie wohl! Es grüßt Sie bestens
Ihr A. Kern

Eintragungen meines Vaters im Gästebuch von Großonkel Dr. Karl Lohmeyer, Brüssel, deutsche Schule, 1916–1917

Es war mir eine herzliche Freude, Euch Lieben wiederzusehen und mit der guten Tante Minna Geburtstag zu feiern. Ganz erfüllt von den freundlichen Eindrücken gehe ich zuversichtlich wieder an die Front.

Euer Neffe Adolf Kern 7/R 31

Oktober 1916.

Wohl dem, der auch in Feindesland
Ein treulich Heim zum Feste fand
Und bei des Christbaums Lichterschein
Sich deutscher Weihnacht darf erfreun.
Dankbar mit reichen Liebesgaben
Kehrt er erfrischt zum Schützengraben.

Adolf Kern d. 23.–26. 12. 1916.

Es war mir eine besondere Freude, auch das Osterfest mit Euch Lieben feiern zu können. Habt herzlichen Dank für all Eure Freundlichkeit!

Euer Adolf Kern, Gefreiter 7/R 31.

8. u. 9. April 1917

Bei meinem Vater Adolf Kern (im Krieg 1914–18) und mir (im Krieg 1939–46) läßt sich eine deutliche Wandlung feststellen, was die Ansicht über den Krieg und über diejenigen angeht, die unseres Ermessens dafür verantwortlich sind.

Der Wandel, den ich bei meinem Vater und mir konstatiere, ist der von „patriotischer, nationaler Begeisterung“ bis zur Einsicht, daß es keinen wie auch immer gearteten Grund gibt, das Verbrechen eines Krieges zu rechtfertigen.

Dazu zuerst zwei Beispiele von meinem Vater:

In einem Brief, den er am 6. September 1914 an einen Sprachen-Schüler, den Lehrer Plagmann, ins Feld schrieb (Plagmann war Leutnant bei der Marine), heißt es:

– – bei aller täglichen Arbeit sind wir in Gedanken doch immer wieder bei den Kämpfenden und feiern die herrlichen Erfolge, die bereits errungen sind. Wer hätte gedacht, daß unsere Truppen nach so kurzer Zeit vor Paris stehen würden. Man ist geradezu verwöhnt durch alle die Siegesnachrichten und wundert sich, wenn einmal ein Tag eine Siegespost ausbleibt. – Wie glücklich müssen sich die fühlen, die an der Weltgeschichte tätig mitwirken.

Es spricht aus diesem Brief die Enttäuschung, daß nicht auch er, mein Vater, an diesem nationalen Siegeszug teilnehmen konnte. Mein Vater wollte sich – so hat Mutter es uns erzählt – in seiner ersten Begeisterung freiwillig zum Heer melden. Aber sein Direktor, der Leiter des Itzehoer Gymnasiums, Dr. Halfmann, machte ihn darauf aufmerksam, daß bei Meldung als Kriegsfreiwilliger die Familie keine Unterstützung bekäme. So mußte er darauf verzichten und warten, bis sein Jahrgang 1916 „gezogen“ wurde. Er wurde zum Landsturm in Rendsburg eingezogen, kam im Oktober an die Front in Belgisch-Flandern, wurde dort im April 1917 Gefreiter. Von Flandern bekam er des öfteren Kurzurlaub nach Brüssel, zur Familie meines Großonkels Professor Dr. Karl Lohmeyer, Direktor der deutschen Schule dort. Nach seinen Eintragungen im Gästebuch Lohmeyer ist Vater 8 Mal dort gewesen. Sein Aufstieg in der Rangliste wurde genau beobachtet, denn Direktor Dr. Lohmeyer war Hauptmann der Reserve; und für ihn war erst im Offiziersrang ein Akademiker ein „Mensch“.

Pfingsten 1917 unterschreibt Vater mit „Uffz 7/R. 31“, und Weihnachten desselben Jahres schreibt Vater folgende Verse ins Gästebuch in Bruxelles (als Leutnant):

Es ist erreicht! Der Onkel ist zufrieden.

Aber die Fortsetzung klingt ganz anders als 1914:

Nun wünscht ich bloß, wir hätten bald den Frieden,
Daß widersäh ich Frau und Kinder
und Stahlhelm tauscht mit Studienratszylinder!

Vater ist dann noch dreimal zum Kurzurlaub in Brüssel gewesen: das letzte Mal am 19. 2. 1918.

In diese Zeit – um Dezember–Februar – fällt wohl eine Episode im Alltag von Vaters Infanterie-Zug, die erst Jahre nach seinem Tode zu Mutters Kenntnis kam. Um 1920 besuchte eines Tages ein Herr unsere Mutter in Itzehoe. Er stellte sich vor als ehemaliger Kamerad unseres Vaters in einer Infanterie-Kompanie der 31. Infanterie-Division, des Zugführers Leutnant Kern in Westflandern.

Er erzählte dann (dem Sinne nach):

Ich möchte Ihnen sagen, Frau Kern, daß ich meinen Vorgesetzten Leutnant Kern, unsern Herrn Doktor, wie wir ihn achtungsvoll nannten, ewig dankbar sein werde für alles, was er mir Gutes getan hat. Ich bin Jude! Als solcher hatte ich viel zu leiden unter den gehässigen Anzapfungen der anderen Soldaten und besonders durch die verächtlichen Hänseleien der Antisemiten in unserer Kompanie. Das hat mich oft bis zur Ver-

zweiflung getrieben. Aber dann ist Ihr Mann, Frau Doktor, für mich eingetreten und hat sich diese Gemeinheiten der Hetzer in seinem Zuge ein für alle Mal verboten. Dank seiner Autorität war ich von da an geschützt, und mein Leben beim Kommiß wurde erträglicher. Das kann ich meinem Zugführer, Leutnant Kern, bis über seinen Tod hinaus nicht vergessen! Ich bin jetzt Kellner in Altona; und ich freue mich, daß ich meinen Dank wenigstens noch Ihnen, seiner Frau, abstaten kann.

Und ein weiteres Erlebnis an der Front, kurz vor seinem letzten Urlaub zu Hause in Itzehoe, im Herbst 1917⁴¹, dürfte mit einem grundsätzlichen Wandel in seiner Einstellung zu den Vorgesetzten, der Heeresleitung und zum deutschen Staat beeinflußt haben, bei der die Glaubwürdigkeit dieser Institutionen stark in Frage gestellt wurde = für jeden, der etwas tiefer nachdachte.

Vater selbst hat es Mutter erzählt, und sie hat es – voller Empörung – an uns weitergegeben, daß er seinen Urlaubsschein nur ausgehändigt bekam von seinem Kompanie-Führer, nachdem er sich ehrenwörtlich verpflichtet hatte – auf heftiges Drängen seines Vorgesetzten –, in Itzehoe, in der Heimat,

⁴¹ Urlaub vom 20. September bis 7. Oktober 1917

alles irgendwie verfügbare gesparte Geld als Kriegsanleihe zu zeichnen!

Diese perfide Gemeinheit der Heeresführung, des damaligen deutschen Staates, ist wohl kaum zu überbieten: man zog so den Frontkämpfern in der Heimat noch den letzten Groschen aus der Tasche und beraubte seine Angehörigen der letzten geldlichen Reserven. Es war dies ein Akt brutaler Erpressung, daß man die Aushändigung des Urlaubsscheines für einen Familienvater mit 4 Kindern davon abhängig machte – obgleich man im Herbst 1917 in der Obersten Heeresführung ganz genau wissen mußte, daß der Krieg bereits verloren war, seitdem ab Sommer 1917 Millionen bestausgerüsteter amerikanischer Soldaten in Frankreich gelandet waren. Die Notgroschen für die deutsche Kriegsanleihe waren also schon damals aus dem Fenster geworfenes Geld.

Solche Verlogenheit einer Staatsführung mußte alles Vertrauen, allen Glauben an die laut herausposaunten nationalen Ideale zerstören.

Nach Erzählungen meiner Mutter hatte unser Vater Mitte 1917 Gelegenheit, in einen Brüsseler Stab versetzt zu werden, um als Dolmetscher (französisch und englisch) dort Dienst zu tun. Aber er glaubte damals noch – so scheint es – an die

nationalen Ideale des Lebenseinsatzes an der Front und lehnte die Versetzung ab. In der großen Frühjahrsoffensive im März-April 1918 fiel Vater am La-Bassée-Kanal bei dem Dorfe Locon am 12. April.

—

Mein Denkprozess auf diesem Gebiet lief ähnlich.

Da immer wieder uns Kindern eingepägt wurde – in Schule und Haus –, daß unser Vater „fürs Vaterland“ gefallen sei und nun sein Name auf einer großen Ehrentafel in der Aula der Kaiser-Karl-Schule mit goldenen Buchstaben eingegraben wäre – wie wir es seit 1925 alle Tage sehen konnten –, so fühlte auch ich mich angerührt von den Gedanken der Bewunderung über den „Heldentod“ unseres Vaters, Gedanken, die vor allem Ende der 20er-Jahre und erst recht seit 1933 bis in Kleinste in Deutschland propagiert und stark ausgemünzt wurden.

Im SA-Dienst, in Kundgebungen wurde immer wieder von dem „Vermächtnis der Weltkriegssoldaten gesprochen, das wir – die jungen Männer der Nation – zu erfüllen hätten.

Artillerie-Kaserne in Stettin-Wendorf

der Kaserne in Stettin lernte ich ihn kennen, dort ging es die ersten 8 Wochen ganz gelinde zu. Unangenehm war mir da nur, daß diese Menschen die unausrottbare Gewohnheit hatten, früh aufzustehen: morgens 5 Uhr! Tatsächlich; und daß sie schon laut schnarchend im Bett lagen, wenn – im zivilen Leben – Menschen mittlerer geistiger Beschaffenheit (zu denen ich mich zähle) erst den Kulminationspunkt ihrer geistigen Leistung erreichten. –

Nun zu Wachtmeister Krüger. Der Rang stammt von der Kavallerie: gleicht dem „Feldwebel“ bei der Infanterie. Er kam nach der Aufstellung unserer Sanitätskompanie auf dem Truppenübungsplatz Groß-Born zu uns als „Troß-Führer“.

Da wir eine pferdebespannte Sanitätskompanie waren, gehörten zum Troß ca. 30–40 Pferde, vor allem als Gespanne für die OP-Wagen und die Kranken-Stahlwagen, neben den Reitpferden für die Offiziere (Ärzte).

Krüger stammte aus Mecklenburg. Er war Pferdeknecht auf einem Gut. Von dort war gewohnt von früh auf, den Befehlen seiner Gutsherrschaft unbedingt zu gehorchen. Um 1937 wurde Krüger zum Kommiß eingezogen. Er stieg durch betonte (oder anerzogene) Unterwürfigkeit gegenüber den „Tressen“ (Unteroffizieren) in der Gunst seiner Vorgesetzten. Wurde



dem Exerzierplatz bis zur körperlichen Erschöpfung zu scheuchen.

Diese „Ausbilder“, die abends in der Kantine ihre Saufgelage mit dem „Spieß“, dem Hauptfeldwebel, halten und das für eine Ehre ansehen, sind vielfach in ihrer Funktion weit überfordert und werden, gelinde gesagt, darüber leicht größenwahnsinnig.

Ich sehe ein Musterbeispiel dieser Gattung „Kommiß-Hengst“ deutlich vor meinen Augen: den Wachtmeister Krüger. Nicht in

Gefreiter und zum Unteroffizier befördert vom „Spieß“ = Hauptwachtmeister, der nur noch den Rittmeister = Hauptmann über sich hatte. Nach 2 Jahren Kommißdienst wurde er 1939 bei Beginn des Krieges gleich zum Wachtmeister befördert. Als solcher erhielt er den Befehl, nach dem Frankreichfeldzug (Mai–Juni 1940) die Ausbildung der 15 Unteroffiziersanwärter unserer Sanitätskompanie zu übernehmen. Wir lagen damals in Wocwawec, einem Vorort von Warschau-Wawer. –

Das – die Anwärterausbildung – war ein „Fressen“ für diesen „verdienstvollen“, „langgedienten“ Soldaten. Es ging ihm der Ruf eines „Rekrutenschinders“ voraus. Nun hatte er 8 Wochen Zeit, sein „Mütchen“ an einer Gruppe von Sanitätsdienstgraden zu „kühlen“, die er besonders haßte; es waren neben Handwerksmeistern Angestellte, Beamte, Abiturienten und Studenten. Da kochte nun dieser geistig primitive Bursche aus dem Pferdestall über vor Wonne, seine „Macht“ an diesen Opfern auszuüben; die der Kommiß ihm verlieh. Die „Gebildeten“ waren ihm ein Dorn im



Auge; es war ihm schon verdächtig, wenn jemand der „Unteroffiziersanwärter“ einwandfreies Deutsch sprach.

Und so schliff er unsere Gruppe vormittags und nachmittags je 2 Stunden im Gelände: Exerzieren mit und ohne Gasmasken, mit Gewehr oder mit den zusammensetzbaren „Krankentragen“, Robben mit nachgezogener Trage, über Bäche, durch oder über Stacheldraht. Beim An- oder Abmarschieren vom Übungsgelände kam sehr häufig das Kommando: „Volle Deckung“ oder „Fliegerdeckung“; dann mußte in Sekundenschnelle alles lang liegen: auf der Stelle, das hieß im Sand, im Moor, im Schlamm der ausgefahrenen Landstraße. Vor allem beim Rückmarsch kam 10–15 Mal das Kommando

„Volle Deckung!“ Sowie auch nur andeutungsweise ein knurrender Laut des Protestes unter uns laut wurde, ging es schlagartig: „Volle Deckung“, „Auf“, „Hinlegen“, „Sprung auf, Marsch, Marsch“ – und das oft im Schlamm.

Grinsend betrachtete der Wachtmeister danach unsere Gruppe = Uniform und Gerät verdreckt, wir sahen aus „wie die Säue“.

Truppenübungsplatz Groß Born in Westpommern

„Geschundenen“ bewußt auszulöschen, buchstäblich zu zertreten. Jeder Rest von „Menschenwürde“ sollte aufgehen in der mechanischen Reaktion von seelenlosen Uniformträgern, von zum Töten abgerichteten Robotern.⁴²

Manchmal – selten genug – gelang es, den sturen Kommißzwang auch bei den Unteroffizieren zu unterlaufen. Dafür ein Beispiel. Ich wurde am 1. März 1942 zum Sanitätsunteroffizier befördert, nördlich Wjasma, Rußland. Als

solcher hatte ich an den Saufabenden des „Unteroffizier-Korps“ teilzunehmen, die regelmäßig in der Kantine stattfanden unter Leitung des Hauptfeldwebels.

⁴² *Aus der Arbeitsfassung:* Natürlich stand es dem Reglement nach jedem Soldaten frei, sich beim Kompanieführer wegen „ungerechter Behandlung“ zu beschweren. Aber diese schriftliche Beschwerde (die auch erst nach 24 Stunden in der Schreibstube abgegeben werden durfte) mußte vom Spieß (im offenen, also nicht geschlossenen Couvert) abgegeben werden: Das war der sogenannte „Dienstweg“. Und der Spieß machte den kleinen Rekruten oder Soldaten bei der versuchten Abgabe der Beschwerde so „zur Sau“, daß dieser seine Beschwerde zurückzog (wenn er nicht lebensmüde war) – und der Herr Hauptfeldwebel konnte dem Kompaniechef dann jedesmal melden, es seien keine Beschwerden eingegangen, die ganze Kompanie fühle sich wohl.

Dann kam der übelste Hohn: Kommando „Ein Lied ... drei, vier!“. „Es ist so schön, Soldat zu sein ...“

Das Unverständliche dieser Schinderei war die Tatsache, daß wir alle unsere Grundausbildung schon in Stettin absolviert hatten und die Fach-, die Spezialausbildung als Sanitätsdienstgrad schon im April 1940 beendet war mit einer Abschlußprüfung.

Dieser Schinder-Typ Krüger war auch in unserer Kompanie eine Ausnahme. Aber derartige Methoden wie oben geschildert, verbunden mit Schimpfereien gemeinster Art (im Wortlaut hier unmöglich wiederzugeben!), waren nur geeignet, jeden vorhandenen freien patriotischen, nationalen Gedanken in den



Groß Born – Westfalenhof

unsern Zugführer, Stabsarzt Dr. Bügge, im Hauptmannsrang, hinter mir hatte. –

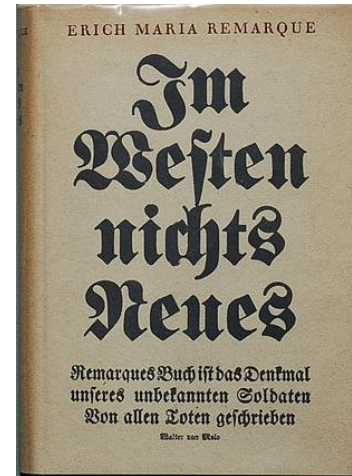
Nach einem eindeutigen Bericht meinerseits über die Schnaps-Praktiken auf den Unteroffiziersabenden gab Dr. Bügge mir – schmunzelnd – den „dienstlichen Befehl“: nur höchstens 2 Bier und 2 Schnäpse zu trinken, sei mir erlaubt, sonst wäre ich im Falle eines plötzlichen OP-Einsatzes nicht voll einsatzfähig und das wäre dann „Sabotage“. Dieser Befehl war für mich ein Freibrief.

Unser „Spieß“, ein Gewohnheitstrinker von großem Fassungsvermögen, er hieß übrigens Anklam, war in Zivil Schaffner bei der Reichsbahn gewesen und fuhr im Dienst von Bremen nach Cuxhaven und Umgebung.

Ziel bei den Nachwuchs-Unteroffizieren war an den Saufabenden, die „Neuen“ erst betrunken und dann lächerlich zu machen. Das geschah mit der altbekannten Methode: Der Spieß prostet dem neuen Unteroffizier zu und trinkt einen kleinen Schluck aus seinem Schnapsglas – der „Angeprostete“ aber muß ganz austrinken. Bei dieser Übung ist der „untere Dienstgrad“ bald blau. Aber bei mir klappte es nicht, da ich

Die Schinderei auf dem Exerzierplatz betreffend: natürlich hatte ich Ende der 20er-Jahre den berühmten Kriegsroman von Erich Maria Remarque, „Im Westen nichts Neues“, gelesen, ihn aber damals (ca. 1928) aus Mangel an Sachkenntnis für maßlos übertrieben gehalten. Nun, er war nicht übertrieben, und die Menschenschinderei war allgemein üblich. Nur 15 Jahre später lernte ich „meinen“ Unteroffizier Himmelstoß kennen! –

Wie auch wir, 20 Jahre nach dem 1. Weltkrieg, belogen und betrogen



Erstausgabe 1929

wurden, was die Ursache, den Beginn und die Schuld am Kriege betraf – wie ich und meine Frau im verhängnisvollen Verlauf des Krieges um Heimat, Habe, Beruf, Amt betrogen und beraubt wurden, das alles sah ich aber erst Ende des Krieges.

Und in der Gefangenschaft lernte ich die „gewichtigen“ Argumente der „anderen Seite“ kennen, so übertrieben propagandistisch sie auch serviert wurden, so mußte ich doch einsehen, daß man uns aufs gemeinste betrogen und bettelarm gemacht hatte.

Und jetzt bekamen auch die letzten Worte eines zu Tode verwundeten Kameraden auf einem unserer Hauptverbandplätze im Rußlandwinter 43 ein ganz anderes, noch schwereres Gewicht, als er beinah schrie: „Ihr müßt dafür sorgen, daß solch ein Verbrechen wie dieser Krieg nie wieder möglich wird, nie, nie



Warschau – Herbst 1940

darf es wieder Krieg geben!“ –

Aber heute – 30 Jahre nach der Wiederbewaffnung der Deutschen in Ost und West, übrigens auf massiven Druck der Russen und Engländer, gilt schon wieder als unfein, wenn man den Krieg als Verbrechen anprangert, der durch nichts gerechtfertigt werden kann. Und nicht nur nach amerikanischem Urteil ist nach Erfindung der H-Bombe, also ab 1954, jeder Schutz in Bunkern oder anderen kostspieligen Anlagen unreal geworden, weil es gegen diese Mordwaffen weltweit keinen Schutz mehr gibt, wie auch die Ärzteschaft Europas bestätigte, als sie kürzlich verkündigte, daß sie nach Explosion einer H-Bombe nicht mehr in Tätigkeit treten könnte und wollte, da:

alles in diesem Sinne Geplante völlig sinnlos geworden sei. Es gäbe dann keine Schutz mehr, nirgendwo auf der Erde!

Zitaten-Anhang

Zitate über die Themen:

Krieg, Schießen, Zerstörung, Staatsgewalt, Staatsmoral, Gerechtigkeit ... und anderes

A. Karl Barth:

Ein belgischer Prinz, auf Besuch in der Schweiz, weist ein Geschenk, das ihm überreicht werden soll: ein nagelneues Gewehr, mit den Worten zurück: „Es tut mir leid = ich kann nicht schießen!“
Daß der Prinz nicht schießen kann, ist ungewöhnlich, ist kurios; Schießen ist (doch!) Männersache; und Waffen sind der Stolz mancher Männer.
Sie denken dann nicht viel darüber nach, daß Schießen stets geübt wird, um zu töten.

Quelle: Pastor Bödecker im Sonntagsbrief (Wort zum Sonntag) in der Lippischen Landeszeitung

B. Zitat aus Cronin, „Später Sieg“, Seite 169
(Dialog zweier Brüder)

Archibald Joseph Cronin (1896–1981)



Karl Barth (1886–1968)

Sicher ist es Deinem Denken nach ein Unsinn, sich nur mit dem Schönen zu befassen und nicht, wie Du, mit der Aufgabe, Menschen umzubringen. Aber trotz Deiner Meinung über uns (Künstler) sind wir die einzigen, auf die es wirklich ankommt. Die Werke der großen Künstler wird man noch kennen und lieben, nachdem alle Eure blutigen Eroberungen vergessen sind.

Seite 192

Die Wehrpflicht ist eine barbarische Einrichtung – das größte Übel unserer Zeit [Weltkrieg 1914–18].
Warum muß man Männer in Uniformen zwingen, nur, damit sie einander totschiessen?
Im Mittelalter zogen die Ritter aus freien Stücken zum Kampf aus: für sie war das ein Sport – und zu etwas anderem taugten sie ohnehin nicht. Niemand wäre damals auf den Gedanken gekommen, einen Dichter oder Philosophen in eine Rüstung zu stecken und aufs Schlachtfeld zu schicken. Sogar die Bauern waren damals vom Kriegsdienst befreit. Nun aber müssen wir alle zu Experten für Abschachtung unserer Mitmenschen gemacht werden.



C. Zitat aus Ortega y Gasset, „Aufstand der Massen“, 1929/1953, Seite 143ff.

Die schöpferischen Kräfte der Gesellschaft werden durch die Dazwischenkunft des Staates immer wieder vergewaltigt; kein neuer Samen kann Frucht tragen. Die Gesellschaft muß für den Staat, der Mensch für die Regierungsmaschine leben; und da der Staat letzten Endes eben nur eine Maschine ist, deren Dasein und Erhaltung von der Lebenskraft ihrer Besorger abhängt, wird er, nachdem er der Gesellschaft das Mark ausgesogen hat, selber ein klapperndes Gerippe werden und sterben – den rostigen Tod einer Maschine sterben.

D. Zitat aus B. Traven, „Das Totenschiff“, 1926, Seite 173 über „Staat und Mensch – Gesetz“

Nur der Mensch, der kleine, muß das Gesetz achten, der Staat braucht es nicht. Er, der Staat, ist die Allmacht. Der Mensch muß Moral haben, der Staat kennt keine Moral: er mordet, wenn er es für gut befindet; er raubt, wenn er es für gut befindet; er raubt die Kin-



José Ortega y Gasset (1883–1955)

der von den Müttern – wenn er es für gut befindet.

(Er erzieht die unmündigen jungen Männer zu Mördern – für seine Zwecke.)

Er zerbricht die Ehen, wenn er es für richtig hält; er tut, was er will! Für ihn gibt es keinen Gott im Himmel, an den zu glauben er Menschen bei Leib- und Lebensgefahr zwingt.

(in mehreren Staaten, wo es noch eine Staats-Religion gibt, z. B. Spanien)

Für ihn gibt es keine Gebote Gottes, die er aber den Kindern in der Schule mit Knüppeln einbläuen ließ. – Er macht sich seine Gebote selbst, und wenn sie ihm – eine Stunde darauf – nicht mehr zusagen, übertritt er sie selbst.

(1949 im Grundgesetz der BRD = keine Wehrmacht, keine Waffen, keine Soldaten; 1955 „Wehrdienst ist Staatspflicht“)

Er, der Staat, macht sich seine Gebote selbst, denn er ist der Allmächtige und Allwissende und der Allgegenwärtige.



B. Traven (1882–1969)

(Dies ist ein Zitat aus der 1. Sure des Koran, die „Bismallah“ – nur daß dort der dritte Titel heißt: „der Allbarmherzige“)

Der Staat hat keinen Richter über sich, der ihn zur Rechenschaft zieht, und wenn der Mensch anfängt, mißtrauisch zu werden, dann fuchtelte er ihm mit der „nationalen Flagge“, mit „Hurra, hurra, hurra“ vor den Augen herum, daß der Mensch ganz dusselig wird, und brüllt ihm ins Ohr: „Verteidigung von Haus und Herd, Weib und Kind“

(oder auch „Vaterland und Ehre“)

und bläst ihm in die Nasenlöcher den Rauch: „Blick auf deine ruhmreiche Vergangenheit“ – und was der Phrasen mehr sind; und dann plappern die Menschen alles nach, weil der allmächtige Staat sie in ausdauernder Arbeit zu Maschinen, zu Automaten gemacht, die ihre Arme und Beine, Augen, Lippen und Herzen und Gehirnzellen genau bewegen, wie es der allmächtige Staat haben will. Das hat nicht mal der allmächtige Gott zustande gebracht, und der konnte doch auch etwas. Aber diesem Ungeheuer (dem Staat) gegenüber ist er scheinbar ein Stümper; seine Menschen handelten ganz selbständig, sobald sie erstmal Arme und Beine bewegen konnten.

Dann liefen sie ihm (Gott) davon, achteten seine Gebote nicht mehr und setzten ihn endlich ab.

(1789, dafür „Göttin der Vernunft“)

Bei dem Staat, dem neuen allmächtigen Gott, haben sie es schwerer, weil er noch zu jung ist, und weil sie noch nicht wagen, ihm auf die Füße zu treten und den Apfel von seinem Baum zu reißen.

Nach dieser sehr realistischen Darstellung Travens: der unmenschlichen Staatsgewalt und angemessenen Macht (– nicht etwa des Rechts!) liegt der Schuß nahe, daß – im Gegensatz zur ewigen liebenden und bleibenden Macht Gottes – die zeitweilige Staatsgewalt = Staatsmacht die Verkörperung des Bösen, des Diabolo (i. e. des „Durcheinander-Wirblers“), des Verbrecherischen und Gemeinen ist.

Solche extreme Staatsmacht hält sich immer nur eine begrenzte Zeit. (Diktatoren wie die Napoléons = 12 Jahre, Hitlers = 12 Jahre, Stalins = 30, Mussolinis = 20, Francos = 35) – Im Allgemeinen frißt sie – die Diktatur – ihre Kinder und geht dabei unter.

Aber dann steigt kurz darauf irgendwo wieder so eine neue Giftblase aus dem Völkerschlamme und alles wiederholt sich (siehe oben), denn kein Volk lernt aus seiner Geschichte!

Es ist übrigens erstaunlich, daß viele „berühmte“ Diktatoren nicht aus den von ihnen unterdrückten Völkern, Nationen stammen:

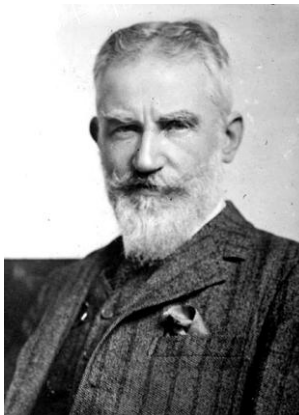
Napoléon war Genueser – Italiener
Stalin war Grusinier – Kaukasier
Hitler war Böhme, Austro-Tscheche.

Erfahrungsgemäß scheint in der Demokratie das Recht und die Weisheit, das alleinige Urteilsvermögen und damit natürlich auch die Vernunft verfassungsmäßig bei der Mehrheit, bei der Masse zu liegen.

Warum würde sie sonst wohl so großen Wert auf Wahlen, auf Abstimmungen legen, einschließlich der so lukrativen Wahlfälschungen?



Friedrich Schiller
(1759–1805)
George Bernard Shaw
(1856–1950)



E. Zitat Schiller

Entgegengesetzte Auffassungen anderer Einzel-Denker, wie zum Beispiel Friedrich Schiller, müssen eo-ipso⁴³ als weltfremd abgelehnt werden, wenn da gesagt wird – Schiller 1805:

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn.
Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen.

[...]

Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen.
Der Staat muß untergehn, früh oder spät,
Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

F. Zitat G. B. Shaw in „Major Barbara“ III. Akt (über Wahlen)

Euer frommer Pöbelhaufen füllt Stimmzettel aus und bildet sich ein, daß er seinen Herrn regiert. Der Stimmzettel, der wirklich regiert, ist das Papier, in das eine Kugel (Patrone) eingewickelt ist. Das ist vielleicht der Grund, warum ich, wie viele, wie die meisten Leute mit Verstand, niemals wähle.

⁴³ eo ipso – von selbst, automatisch

G. Zitat aus J. Wassermann, „Der Fall Mauritius“ (1928) zum Thema „Gerechtigkeit“

Waremme:

– was hat es für einen Sinn, nach Gerechtigkeit zu schreien, wenn die grobe Realität, die uns umgibt, uns fortwährend mit unverschämtem Hohn daran erinnert, daß wir ja von den Früchten der Ungerechtigkeit existieren. Jeder Bissen Brot, den ich verzehre, jede Mark, die ich verdiene, jedes Paar Schuhe, das ich trage, ist das Resultat eines verwickelten Systems von Rechtlosigkeit und Ungerechtigkeit. Jedes menschliche Dasein, jede menschliche Tätigkeit heute setzt eine Hekatombe⁴⁴ von Hingeopfer-ten voraus. Sie und Ihresgleichen aber setzen voraus, daß ein Wille zur Gerechtigkeit vorhanden ist, sozusagen die immanente Idee davon.

Das ist falsch, ein Trugschluß!

Dem Menschheitsganzen ist die Gerechtigkeit vollständig schnuppe; sie hat gar

kein Organ dafür, die Menschheit. – Sie verschwenden



Jakob Wassermann
(1873–1934)

⁴⁴ Bei den alten Griechen: Tieropfer; im übertragenen Sinn: gewaltige Verluste an Menschenleben

Leben, Geist, Kraft und Zeit an eine verlorene Sache, eine tote Angelegenheit.

Wer ist Mauritius? Was macht es aus, ob er im Zuchthaus oder in einer Mietwohnung sitzt? Ob er schuldig ist oder unschuldig? Dafür das große Wort „Gerechtigkeit“ bemühen, bei einem solchen Weltzustand, das nenne ich – meiner Treu – mit einer Dampfmaschine eine Kaffeemühle betreiben.

H. Zitat aus H. Konsalik, „Die Rollbahn“ (1944/1979)

Man sollte jeden Politiker, der von der „Notwendigkeit des Krieges“ spricht, erst einmal für einen Tag in ein Kriegslazarett oder auf einen Hauptverbandplatz führen!“

Und:

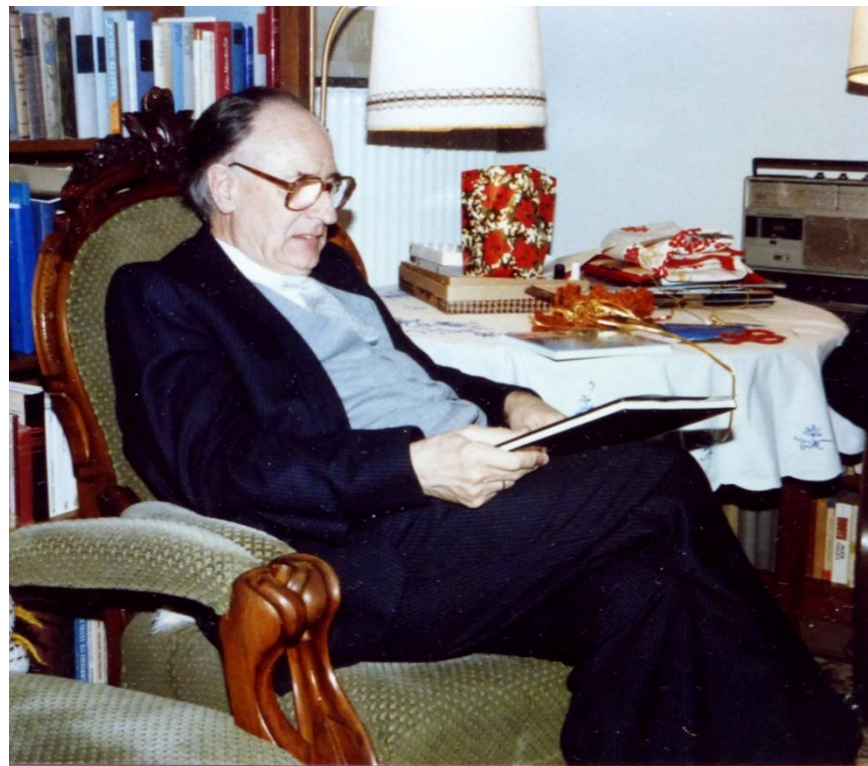
Es ist zu erwarten, daß die Menschheit aus diesem Kriege (1939–45) auch nichts lernt! Es wird Politiker geben, die noch dafür bezahlt werden, einem ausge-



bluteten Volke wieder den „Wehrgedanken“ einzu-
bläuen, und es wird Militärs geben, die ebenfalls gegen
hohes Gehalt vergessen, was sie heute (1944) sehen,
und weiter den Totentanz spielen. Sie haben ja nichts
anderes gelernt, als Generationen zu dezimieren.

J. Zitat aus Hans Habe, „Ilona“ Seite 699

Denkt doch einmal nach, um Himmels willen: Da führen
sie einen Krieg im Namen der Menschheit und beenden
ihn glorreich, indem sie mit ihrer Scheiß-Atombombe
150.000 Menschen ausradieren. Erklären dem Faschis-
mus den Krieg und lassen Franco laufen. Zerbomben
Dresden und – ei potz welch Wunder – lassen das
IG-Farben-Gebäude in Frankfurt unversehrt. Sind weiß
Gott empört über den Anschluß Österreichs 1938
und schließen Schlesien an Polen an; teilen Berlin
auf wie eine Geburtstagstorte und finden (1955)
neuerdings auch noch, daß uns Uniformen doch
ganz prächtig zu Gesicht stehen. Entnazifizierung
Deutschlands? I wo! Es heißt besser: Reinwas-
chung der Nazis!



Alexander Kern 1987

Mein Kriegstagebuch 1939–45

Die ganzen Kriegsjahre führte ich ein Tagebuch. Meistens in handlichen Taschenbüchern, die jeweils ½ bis ¾ Jahr reichten; dann ließ ich die Teil-Tagebücher in Lauenburg/Pommern. Ich schickte sie aber nicht mit der Feldpost. (Unsere Feldpostnummer war die ganzen 6 Jahre hindurch 30617). Sie hatte recht enge Beziehungen zu meiner Familie, denn der 30. 6. war unser Hochzeitstag und die „17“ konnte stehen für das Geburtsjahr meiner Frau Maria 1917.)

Ich ließ die Bücher nach den – seltenen – Urlaubstagen in der Heimat. Dort wurden sie dann bei der Eroberung durch die Russen im Winter 1945–46 – nach Angabe unserer später ausgewiesenen Nachbarin Fräulein Cramer – von Besatzungssoldaten zusammen mit meiner Bibliothek (von ca. 2000 Bänden) verheizt! –

Ich hatte mir schon in der Zeit der Ausbildung (Dezember 1939 bis Mai 40) angewöhnt, „innenpolitische“ Themen zu verschlüsseln. Hiervon möchte ich nun ein Beispiel aufzeichnen: Im Winter 1944/45 lagen wir mit unserem Hauptverbandplatz in Arnoldsweiler bei Düren im Rheinland. Aus dieser Zeit stammt eine kleine Episode, die typisch war für

die Einsatzfreudigkeit und Selbstlosigkeit unseres Chefs der Sanitätskompanie, Oberstabsarzt Gebhardt, der in jeder Beziehung das Gegenteil war von Oberstabsarzt Dr. Curt Emmrich (dem Schriftsteller Peter Bamm und Verfasser des sehr guten und echten Kriegsberichtes über die Arbeit an den Verwundeten auf dem Hauptverbandplatz: „Die unsichtbare Flagge“). Und hier nun der Probetext aus meinem Kriegstagebuch:

- A. Deutsch (1. Stufe)
- B. Französisch (2. Stufe)
- C. Verschlüsselt = derselbe Text mit russischer Schrift (3. Stufe)

A: Nach wochenlangen schweren Einsätzen der Operations-Gruppe
B: Après plusieurs semaines de travail, de curer, d'opérer nos blessés
C: Апрес плусиесюрс семайнес де травайл, де курер, д'оперер нос блессес
A: schickte uns aus der kleinen Stadt Erkelenz ein reicher Privatfabrikant,
B: d'Erkelenz, petite ville, un fabricant privat et riche
C: д'Еркеленс, петите вилле, ун фабрикант приват ет рише,

A: der unsere Arbeit auf dem HVP miterlebt hatte an den Verwundeten und Kranken,
B: qui avait vu notre travail sur le HVP pour les blessés et les malades
C: ки авайт ву нотре травайл сур ле HVP поур лес блессес ет лес маладес
A: für die HVP-Mannschaft und Sanitätskompanie
B: il avait envoyé comme cadeau pour nos hommes de la compagnie de santé
C: ил авайт енвойе комме кадеау поур нос хоммес де ла компагниє де санте
A: als Dank 300 Flaschen Kornschnaps. Davon hat der Kompanie-Chef
B: comme remercier trois cent litres d'eau de vie. De ce cadeau le chef de la compagnie
C: комме ремериєр троис сєнт литрес д'єау де виє. Де сє кадеау ле шеф де ла компагниє
A: (Oberstabsarzt Gebhardt) für sich allein 100 Flaschen reservieren lassen:
B: OstA Gebhardt pour lui seul a réservé cent bouteilles:
C: оста ГебхарДт поур луи сєул а ресєвє сєнт боутєиллес.
A: Er, der die ganze Zeit keinen Verwundeten angerührt hat.

B: Lui qui tout le temps n'a jamais touché un blessé!
C: луи ки тоут ле темпс н'а йамаис тоуше ун блессє!
A: Es ist eine Schande! Eine Unverschämtheit!
B: C'est une honte, c'est une infamie!
C: С'єст унє хонтє, с'єст унє инфамие!

Es mögen im Ganzen ca. 8–10 Tagebücher gewesen sein, die ich von 1939 bis 1945 vollgeschrieben habe. Bis auf 2 Tagebücher, die ich bis zum 8. 3. 45 bei mir trug, sind alle in Lauenburg/Pommern vernichtet worden. Die letzten beiden vergrub ich (befehlsgemäß!) in der Nacht vor unserer Gefangennahme im Wald bei Hohenleimbach.

Die vergrabenen Tagebücher

Die Suche in der Eifel, im Wald bei Hohenleimbach beim Nürburgring, neun Jahre danach.

Im Jahre 1954 verlebte ich meinen Sommerurlaub in Zell an der Mosel. Ich plante von dort einen Abstecher zu machen in die Eifel, um bei dem Dorf Hohenleimbach (es liegt zwischen „Hohe Acht“ am Nürburgring und Kempenich) im Tannenwald nach meinen beiden Kriegstagebüchern zu suchen, die ich damals bei mir trug und am 8. März 1945 vergrub. Meine vielen anderen Tagebücher (1939–1943) hatte ich bei Urlaubsbesuchen in Lauenburg/Pommern gelassen. Von dort aber war Maria im März 1945 vor dem Russen geflohen, über Danzig – Pillau, und damit waren mit unserer ganzen Habe im Haus Blücherplatz 15 natürlich auch die Tagebücher verloren. –

Von Zell versuchte ich am 15. Juli 1954 nach dem Nürburgring – Hohe Acht und Hohenleimbach zu kommen. Am 19. 7. berichtete ich in einem ausführlichen Brief Maria über meinen Ausflug in die Vergangenheit und über die Suche nach den 1945 vergrabenen Kriegstagebüchern.

Zell a./d. Mosel

19. Juli 1954

Meine liebe Frau!

Deine Karten vom 13. und 17. Juli habe ich bekommen, die erste brauchte 4, die andern nur 2 Tage nach hier, schönen Dank! Ich freute mich zu lesen, daß Du mit Andy (der krank war) nicht allzuviel Schwierigkeiten hattest. Das Wetter war hier in den Tagen von Freitag bis Sonntag auch recht kühl, meistens Regen.

Aber heute war schon am Vormittag schönstes Sonnenwetter, das ich gleich zu einer größeren Wanderung in die Weinberge der Umgebung ausnutzte. –

Ich will Dir nun heute von meiner Fahrt in die Eifel, zum Nürburgring, der „Hohen Acht“ und dem Dorf Hohenleimbach berichten, die ich am 15. Und 16. Juli unternommen habe. Ich schreibe Dir einen Auszug ab aus meinem Tagebuch, das ich in diesen Ferientagen hier in Zell führe.

Hohenleimbach/Eifel

Im Gasthaus „Zur Heide“ 15. 7. 54 18³⁰

Eben, noch vor einer Viertel-Stunde, saß ich unter den Fichten im Wald bei Hohenleimbach im Regen.

Es war genau das gleiche Wetter um mich wie in der Nacht vom 8. bis 9. März 1945, die Nacht vor unserer Gefangennahme: genau so trübe, so grau in der Stimmung.

Nur, daß danach heute ein geheiztes Gasthauszimmer auf mich wartete, und damals – nach durchwachter Nacht – am Morgen das Ami-Gefangenenlager. Durch zugewachsene Granatrichter, Abholzungen und junges Tannendickicht war unsere damalige Raststelle im Tannenwald, ca. 500 Meter von der Chaussee Nürburg-Kempenich, so stark verändert, daß ich heute – nach 9 Jahren – nicht mehr mit 100 % Sicherheit sagen konnte: dies war die Gabelung der beiden Waldwege, die Wegecke, an der unsere Stahlwagen mit Sanitätsgerät standen und auf diesen, gebettet auf dicke Deckenlagen, die 6 Schwerverwundeten, die wir mit uns führten, um sie in ein Lazarett – egal ob deutsch oder amerikanisch – zur Versorgung zu bringen.



Ich nahm an, dies war die Stelle im Wald, die Wegecke, an der Stabsarzt Dr. Bienwald (unser Chirurg) auf dem Sitz eines der Stahlwagen teilnahmslos hockte. Die Stelle, an der wir – auf dem Waldboden sitzend mit Wehrmacht-Zeltbahnen gegen den Regen notdürftig geschützt – zu fünfen die Flasche guten spanischen Cognac um Mitternacht vertilgten. –

Wegen der starken Veränderung der ganzen Waldecke habe ich dann auch – trotz vieler Sondierungen und Probegrabungen, trotz allen Suchens meine beiden vergrabenen, in wasserdichte Umschläge eingepackte Tagebücher nicht mehr wiedergefunden. Ich muß mich damit abfinden: nun endgültig! Die ganze Ecke unter den Fichten, die meines Erachtens nur in Frage kam, habe ich schrittweise „abgegrast“, sondiert, aber ohne Erfolg.

Was ich dort noch als greifbares Erinnerungszeichen des Krieges vorfand, war die an einem Baumast hängende, total verrostete Maschinenpistole von Rafter, einem unserer Trütz-Unteroffiziere; sie hing noch so da, wie er sie vor 9 Jahren hingehängt hatte.

Der enge Waldweg, auf dem wir damals am 9. März zur nahen Chaussee und damit in die Gefangenschaft der Amis marschierten, war nun – 1954 – so dicht zugewachsen, als ob er all diese Jahre nie benutzt worden wäre. Fast vier Stunden habe ich an „unserer“ Stelle gesucht; als aber gegen Abend der Regen immer stärker wurde, gab ich das Suchen auf und kehrte hundemüde (ich war an diesem Tage schon eine ganz schöne Strecke gelaufen!) nach Hohenleimbach ins Gasthaus „Zur Heide“ zurück.

Mein Anmarschweg von Zell an der Mosel war recht präzise verlaufen: schönes helles Wetter, als ich um 8¹⁷ mit dem Bus abfuhr; bis Bullay waren es nur 10 Minuten. Dann weiter mit der Bundesbahn nach Cochem. Dort sollte ich 9¹¹ ankommen; es wurde aber 9¹⁸, bis wir da waren. Mein Anschluß-Bus in die Eifel sollte aber schon um 9¹⁵ abfahren. Ich also möglichst schnell durch die Bahnsperre, fragte den Schaffner, aber der Buch nach Adenau–Nürburgring war weg! Netter Anfang!

Ich fragte einen Jüngling, der das Bahnportal abstützte, nach meinem Bus – er auch: „Grade weg! Und einer fährt nur vormittags.“ Ich äußerte mich darüber nur innerlich. Was blieb mir übrig; ich beschloß, wenigstens per Moselboot nach Zell zurückzukehren, und ging zur Bootanlegestelle unter der Burg von Cochem. Als ich ca. 50 Meter vom Bahnhof entfernt war, dachte ich: „Schnell mal nachsehen, wann ein Zug nach Zell fährt. Sonst mußt Du nochmal zurücklaufen. Kaum bog ich aber beim Bahnhof um die Ecke, als dort gerade ein Bus anfuhr. Darauf stand: „Richtung Adenau“. Ich: ran! Fragte den Fahrer: „Fahren Sie nach Adenau?“ „Ja!“ Ich: rein. Der Bus sollte schon seit 8 Minuten wegsein, hatte aber viel Post für die Dörfer mitzunehmen: Verspätung. Na schön! Und ich mußte nun grade in dem Moment zum Bahnhof zurückkehren. Zufall?

Nürburgring Quiddelbachhöhe

Moment mal! Welches Datum haben wir heute? Den 15.! Na also!

Schöne Sonne bei der Fahrt in die „Hohe Eifel“. Ortschaften: Büchel, wo die Franzosen (dies ist die Zone der 4. Sieger, der Franzosen) zur Zeit einen großen Flugplatz anlegten; Daun, Kelberg – hier sind wir 1944–45 viel herummarschiert. Die „Maare“, vulkanische tiefe Krater, von dunklen Tannen umgeben. Weitere persönliche Erinnerungen beginnen „handgreiflich“ bei dem Dorf Müllenbach, südlich vom Nürburgring, wo der Schulhof und die Wiese gegenüber mein erstes, primitives Gefangenenlager waren; und wo am nächsten Morgen bei der Verladung in LKWs wir auf das Übelste von Mulatten ausgeplündert wurden. Ich denke nur noch an eine Handtasche mit Büchern, die ich damals besaß, und die Wut steigt mir heute noch hoch, als ich den Platz sehe, wo das geschah! – Schon waren wir vorbei. Meine Endstation war das Nürburgring-Hotel („Start und Ziel“).

Dort angekommen, ging ich gleich zur Verwaltung und fragte nach der Sekretärin Fräulein Edith Mäckler, der ich im März 1945 einen kleinen Koffer mit seltenen Bücher und Orgelnoten zur Aufbewahrung gegeben hatte (sie hatte es uns von der OP-Gruppe angeboten). Auskunft im Büro: Die wäre schon seit 1947 nicht mehr da. Man holte einen alten Angestellten der



Verwaltung, Herrn Licht, der mir sehr nett Auskunft gab. Fräulein Mäckler seit jetzt im Rheinland verheiratet. Er gab mir ihre Adresse. „Ja“, sagte Licht, das 2. Verwaltungsgebäude wäre 1945 im Herbst von den Polen, die sich nach Abzug des Ami-Feldlazarets (in dem wir vom 9.–14. März noch 200 deutsche Verwundete versorgten) dort festgesetzt hatten, in Brand gesetzt worden aus reiner Zerstörungswut. Dabei sei sicher auch mein Bücherkoffer verbrannt mit andern Dingen, die Edith Mäckler dort in Metallschränken aufgehoben hatte. (Sie hatte mir ähnlich geschrieben nach Itzehoe.) Auch die



großen Werte an Medikamenten in einem Extra-Keller = Riesenkisten, wie ich selbst gesehen hatte, mit „Veronal“ und „Veramon“, „Novocain“ und so weiter, Tabletten und Ampullen zu Tausenden, hätten die Polen auf den Abfallhaufen geworfen und planmäßig vernichtet = zertrampelt. (Soviel Dummheit)

Nach Herrn Lichts Schilderung wollten die rabiaten Polen auch die nach hier teilweise ausgelagerte Universitätsbibliothek von Bonn – unersetzliche alte Bücher – verbrennen; aber da sei

Nürburg

(Foto: Túrelío CC BY-SA 2.5)

dann französische Feldpolizei aufgekreuzt und habe das verhindert.

Ich erzählte Herrn Licht von unserm Hauptverbandplatz und OP hier am Nürburgring-Hotel und von dem sehr anständigen amerikanischen Colonel-Surgeon, dem Leiter des Field-Hospital, unter dessen Leitung wir ein paar Tage gearbeitet hatten.

Damals gingen wir nachts, wenn wir noch spät im OP gearbeitet hatten, immer nur in Gummi-Schürzen an den Wachposten der M. P. (Military Police) vorbei. Unsere Losung blieb immer dieselbe: „Medic orderly“ = Sanitätsdienstgrad.

Nach meinem Dank und Verabschiedung ging ich vom Nürburgring-Hotel auf die Chaussee Richtung „Hohe Acht“, nach Osten. Diese Auto-Rennstrecke, die in die Bundesstraße nach Andernach mündet, erstreckt sich rund um die steilen Höhenzüge des Berges „Hohe Acht“ und des Burgberges der Nürburg, einer stattlichen, malerischen Ruine.

Heute, 1954, ging ich diesen Weg als freier Mann zurück, auf dem wir am 9. März 45 als Gefangene mit hoherhobenen Armen („hands up!“) an den waffenstarrten Ami-Panzern vorbeizogen.

Kurz vor der „Hohen Acht“ erkannte ich die Straßenbiegung wieder, an der wir „Ein-Tage-POWs“ von einem Ami-Offizier gestoppt wurden, der wissen wollte, warum wir so ganz ohne Bewachung durch die Gegend zögen. Ich gab ihm Bescheid: „We got order to march to an American Field-Hospital in Nürburg-Hotel, in this direction, to bring thereto our six heavy-wounded comrades on the cars, to be cared for.“ Und er ließ uns weiterziehen. –

Heute frage ich mich: Warum eigentlich mußte ich immer mit den Amis verhandeln? Die beiden Sanitäts-Offiziere bei uns waren entweder „zu deutsch“, um mit dem bösen Feind zu sprechen; oder – sie konnten gar kein Englisch! War diese oft etwas eingebildete „crème d’intelligence“ zu faul gewesen in ihrem ehrenwerten Bildungsdrang, oder war es möglich, daß sie jetzt immer noch so bewußt national-sozialistisch dachten, Herrenmenschen à la Rosenberg und Himmler? Wenigstens bekamen sie den Mund nicht auf, keiner von ihnen! Nicht einmal hier, wo sie doch immer noch für unsere Verwundeten verantwortlich waren!

Der Berg „Hohe Acht“ mit dem Aussichtsturm lag nun links hinter mir. Da tauchte am Straßenrand das Hotel „Hohe Acht“



auf, an der Kreuzung Kempenich/Adenau. Ich stärkte mich erstmal in dem großen Restaurant mit Kaffee und Kuchen.

7 Kilometer war ich getipelt, ruhig, Schritt vor Schritt, wie in alten, vergangenen Zeiten (im Osten bis beinahe Moskau und im Westen bis Marseilles, vor 10 Jahren!). Aber ich merkte schon: es ging gar nicht mehr so gut, so frei weg, gar keine Übung mehr! Die Fußgelenke murrten und einen „Wolf“ würde ich mir auch bald gelaufen haben, und dauernd ist da ein Stein



Aussichtsturm auf der Hohen Acht (Foto: Mabol! CC-BY-SA-3.0)

Nur, als ich auf 10 Meter herangekommen war, las ich an der Drahtabspernung: „Accès interdit“ = Zugang verboten. Das Schild war also – nicht sehr einladend – von den westlichen Nachbarn Deutschlands angebracht, die – entgegen unserer durchaus begründeten Meinung (von 1939–45) – plötzlich den Krieg gewonnen hatten und nun gewaltig auftrumpften als „Besatzungsmacht“ und „Sieger-Pose“ mimen. Kaum zu glauben, wenn man an die vollkommene Niederlage Frankreichs dachte im Jahre 1940, in 6 Wochen!

Es war hier also jetzt ein französisches Munitionslager, wie man mir abends in Hohenleimbach erzählte. Leider konnte ich wegen der französischen Drahtabspernung nicht auf den Waldweg gelangen, der auf Nebenwegen bis zu unserem nächtlichen Rastplatz führte, dicht vor dem Ortseingang von Hohenleimbach. Schade! Ich mußte zurück zur Hauptchaussee und weiter in Richtung Hohenleimbach marschieren. Vorbei an dem im tiefen Tal liegenden Dorf Jammelshofen.

Kurz vor Hohenleimbach galt es aufzupassen, es mußte kurz vor dem Dorf der Fußweg (links ab) gefunden werden, auf dem wir am Morgen des 9. 3. 45 auf die Ami-Panzer zumarschierten. Aus dicht nebeneinanderliegenden 3 Pfaden fand ich „unsern“ Weg auch heraus. Ich merkte mir die Lage und ging erstmal in das hier oft genannte Dorf Hohenleimbach,

im Halbschuh! O ihr guten alten „Knobelbecher“ beim Kommiß, ihr fehlt hier! Bei bezw. mit euch konnte sowas nicht passieren.

Als ich nach weiteren 2 ½ Kilometern an den Platz am Wege kam, an dem halb im Wald versteckt die 2 Wehrmacht-Baracken unseres letzten Hauptverbandplatzes vom 2. Zug standen (sie gehörten damals zu einer Angora-Farm), standen diese tatsächlich noch an ihrem Platz! Sie waren zwar etwas „auf neu“ hergerichtet, aber sie waren es noch, zwar angemalt, aber in der Form noch deutlich erkennbar.

das damalige Quartier unserer Sanitätskompanie. Ich wollte vor allem in einer Wirtschaft meine Tasche loswerden, die mich doch nur beim Suchen gestört hätte. Im dörflichen „Gasthaus zur Heide“ bekam ich Nachtquartier und erstmal Bohnencafé zum Aufmuntern.

Nach einer halben Stunde ging ich vom Dorfausgang zurück zu dem Waldweg, der zu unserer nächtlichen Raststätte führte. Dort begann ich in einem Umkreis von ca. 20 Metern den Waldboden vor allem unter den hohen Tannen gründlich zu durchsuchen. Das Wetter hielt sich die erste Zeit, es blieb trocken, nur im Westen drohten blauschwarze Wolken.

Hundertprozentig sicher war ich nicht, ob ich den genauen Rastplatz ausgemacht hatte, denn durch viel neues Gestrüpp, starke Abholzungen, Granateinschlagslücken und Geländeverwachsungen war meine Orientierung stark behindert. Am 5. Baum von der angepeilten Wegecke hing die schon oben erwähnte Maschinenpistole an einem Fichtenast. Ich suchte lange weiter nach dem Platz unter einer Fichte, wo ich damals die Bücher, gut verpackt, eingegraben hatte. –

In Gedanken durchlebte ich noch einmal die Nachtstunden vom 8. bis 9. März, die bange Nacht, mit dem Stöhnen der Schwerverwundeten in unseren Stahlwagen, die neben uns im

Regen standen – diese wenigstens im Trockenen unter den Wagenplanen und mit warmen Decken wohlversehen. Die Nacht mit aller Mutlosigkeit vor der drohenden Gefangenschaft und unserer Wut, unserm Unwillen über unsern „dienst-ältesten“ Sanitäts-Offizier, den Kriegszahnarzt Dr. Maschke, der einfach die ihm anvertrauten Verwundeten und auch uns, die Mannschaft, im Stich gelassen hatte, um sich selbst über den Rhein zu retten.

Heute noch, nach 9 Jahren, dankte ich Gott, daß wir damals noch mit dem Leben davongekommen waren, denn wie leicht hätte eine der Panzergranaten, mit denen die Amis dauernd den Wald abstreuten, unter uns explodieren können. Spuren dieser Granaten fand ich noch in den Rinden der Fichten um mich.

Später, am Abend, saß ich dann im Privatzimmer des Gastwirtes in Hohenleimbach und redete mit der Wirtin über die bewegten Tage damals, als der Ami uns überrannte.

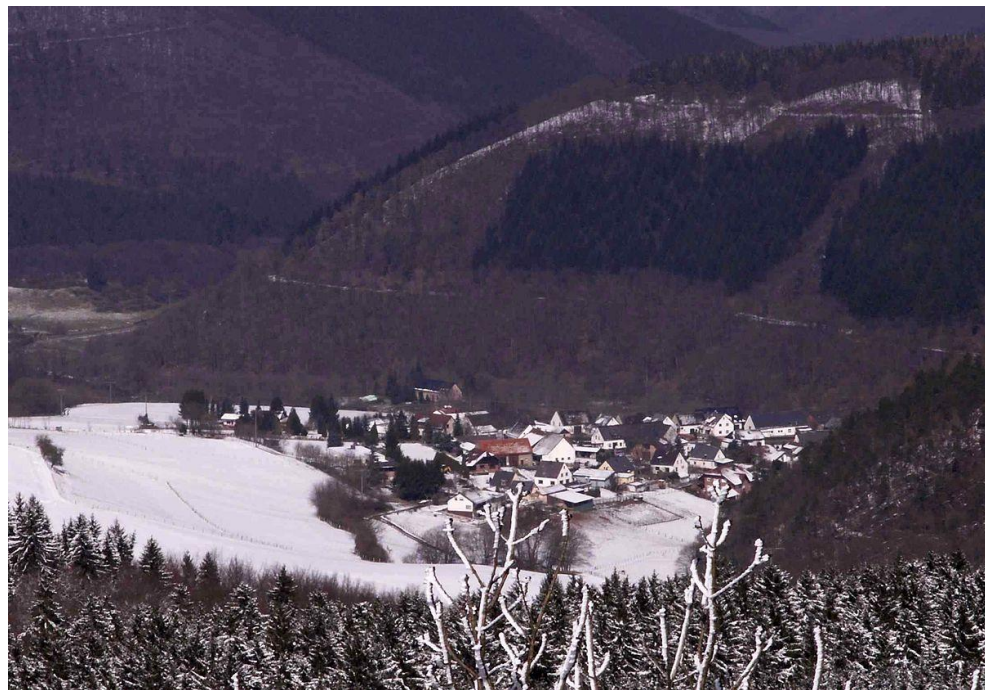
Der Tanzsaal des Gasthauses lag voller stöhnender Verwundeter. Auch mein 1. Narkotiseur damals, der Sanitäts-Feldweibel Arno Mokroß (in Zivil Schornsteinfegermeister aus Gollnow in Pommern) lag unter diesen Verwundeten mit schwerer Nierenkolik und dadurch mit großen Schmerzen, die

laufend Morphium zur Linderung erforderten. Arno hatte Tränen in den Augen, als er mich an der Seite des amerikanischen Colonel Surgeon als Dolmetscher fungieren sah. Wir konnten ihn schon am nächsten Tag ins Nürburgring-Hotel holen und mit den im Überfluß vorhandenen Vorräten an Medikamenten und Nahrungsmitteln gut verpflegen. –

Die Wirtin erzählte: Am Tag der Eroberung des Dorfes durch die Amis hatten diese zwei Familienväter des Dorfes (Bauern, 45 und 50 Jahre alt!) in der Abenddämmerung erschossen. Die Amis waren betrunken und ein Vorgesetzter erklärte dann den zivilen Dorfbewohnern, daß die beiden von den Soldaten nur „aus Versehen“ totgeschossen worden wären!

Von meinem Gastzimmer im Wirtshaus gesehen, lag die Schule des Dorfes uns gegenüber. Darin war 1945 der Operationsraum des 1. Zuges. Bevor wir vom 2. Zug vom Forsthaus Flaghardt (links im Talgrund, kurz vor Beginn der „toten“ Ortschaft Kaltenborn, einer Ruinenlandschaft = Truppenübungsplatz) zu den beiden Baracken der Angora-Farm an der Hohen Acht zogen, war ich des öfteren in Hohenleimbach und wußte einiges von den Zuständen „bei der Kompanie“.

Meine Wirtsfrau hatte in ihrem Privatzimmer geheizt (wir schrieben Mitte Juli!), was mir sehr angenehm war, denn ich



war ganz durchnäßt aus dem Walde gekommen, von außen durch den Regen und von innen durchs Schwitzen. Draußen schlugen die schweren Regentropfen ans Fenster.

Mein Abendessen, Spiegeleier und Bratkartoffeln, wurde hereingebracht, Brote hatte ich noch aus Zell mitgebracht. Nach dem Abendbrot sagte die Wirtin: „Kommen sie doch mit in die Küche, da sitzt meine Schwägerin; sie war in den Tagen, als die Amerikaner kamen, hier im Haus, während ich in

Adenau war.“ So kam ich mit der schlichten alten Bauernfrau ins Gespräch, indem ich ihr zunächst vom Erleben des 2. Zuges in Adenau und in den Baracken im Wald bei „Hohe Acht“ erzählte.

Und dann berichtete sie von dem letzten Abend hier im Dorf vor der Gefangennahme unserer Sanitätskompanie am 8. 3. 45: Alle Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften hatten sich aus Kempenich (ca. 3 Kilometer) massenhaft Wein besorgt. Ab Mittag war dann großes Halloh mit allgemeinem Besäufnis und Weibern in den Quartieren. Im Operations-Raum und in den Verwundetenräumen seien weder Ärzte noch Sanitätsdienstgrade mehr erschienen. Nur ein Sanitätsgefreiter hätte sich weiter um die Verwundeten im Wirtshaus-Saal gekümmert, hätte das aber nicht allein schaffen können. Am Nachmittag des 7. 3. seien von Jammelshofen (ca. 4 Kilometer frontwärts) noch sechs Schwerverwundete auf Bauernwagen hier eingeliefert worden, vollständig verdreht durch Blut und Erde.

„Zum Erbarmen“, so sagte die Frau, „ich mußte weinen. Wie sahen die Jungens aus! Das Schlimmste aber war, daß diese Verwundeten nicht ins OP gebracht wurden zu ordentlicher ärztlicher Versorgung – wie sonst selbstverständlich. Man ließ sie einfach hier im Saal liegen, wie sie gekommen waren. Es kümmerte sich keiner mehr um sie. Ich machte erstmal mit

meiner Schwester warmes Wasser, und wir beide reinigten und wuschen nacheinander diese Verwundeten.“

Damals habe sie oft zu den Nachbarn gesagt: „Seid mir nur still vom Sanitätsdienst und Roten Kreuz! Die armen hilflosen Kerls blieben ganz ohne Hilfe, ohne Pflege, sie waren ganz verloren!“

Ich versuchte der Frau klar zu machen, daß zum Glück nicht überall solche Zustände geherrscht haben am Kriegsende.

So war das also hier in Hohenleimbach vor der Gefangennahme: weder Ärzte noch Pfleger hielten es noch für nötig (30 Stunden vor dem Auftauchen der Ami-Panzer), die eigenen Verwundeten zu versorgen, von denen dann einer in der Nacht starb.

Von diesem Verwundeten erzählte die Bauernfrau: „Der letzte Verwundete, der dann nachts starb, hatte einen Granatsplitter im Kreuz (also wahrscheinlich Querschnittslähmung); er stöhnte in einem weg. Aber der Gefreite gab ihm keine Spritze gegen die Schmerzen. Warum mußte der Verwundete so leiden? Der Gefreite sagte nur zu mir: „– morgen ist es doch vorbei mit ihm!“ Und als ich morgens in unsern Stall kam, da lag der arme Mensch tot auf der Bahre, ganz nackt, so richtig

lieblos weggesetzt, daß mir wieder die Tränen kamen. Nur seine Briefftasche lag bei ihm; die sah ich mir an, es waren Bilder und Briefe von seiner Frau darin; er war ein Glasermeister aus Düsseldorf. Warum mußte der nun sterben, noch am letzten Tage, der war doch nicht schuldiger als die andern auch!“

Ja, das „Warum“ alles dieses Elends damals beschäftigte uns noch lange. Der Bruder der Bäuerin war nicht eingezogen zur Wehrmacht. Den holten die Amis ab, am 3. Tage nach ihrem Einzug in Hohenleimbach. Sie erzählte: „Man hatte ihn im Dorf als ‚Nazi‘ denunziert. Er kam in ein Gefängnis in Adenau und wurde von Polen bewacht. Diese ließen ihn dreimal sein eigenes Grab schaufeln und tagelang hungern und dursten. Nach 8 Tagen sah er aus wie ein Skelett, und dann blieb er noch 2 Jahre bei dem Ami in Gefangenschaft.“ So erzählte die Frau in der Gastwirtschaft noch lange, bis in die Nacht hinein. –

Mir taten schon am Abend alle Knochen weh vom Laufen, Steigen, Suchen, Bücken im Wald, vor allem die Fußknöchel und Beine. Man war's nicht mehr gewohnt! In meinem großen Schlafzimmer mit breitem Bett schlief ich, das heißt: ich versuchte zu schlafen, lange vergeblich; entweder hatte ich

Fieber, oder die ganze Umgebung hatte mich so aufgeregt, daß ich erst spät einschlief. –

Hotel „Hohe Acht“ 16. 7. mittags

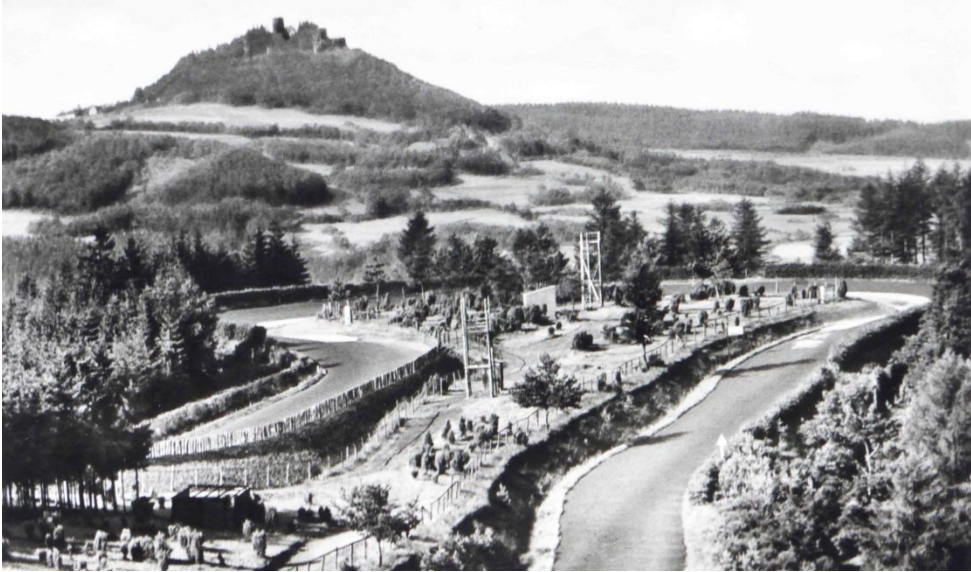
Den Rest der Nacht im Wirtshaus von Hohenleimbach habe ich fest geschlafen, bis um 7 Uhr das armselige Glöckchen der Dorfkapelle den Tag einläutete. Es nieselte schon wieder. Mit der Wirtin sprach ich über einen Abstecher zum Forthaus Flahardt bei Kaltenborn, nicht weit von Hohenleimbach. Dort hatten wir vom 2. Zug im Februar 45 zehn Tage lang „in Ruhe“ gelegen. Damals war schönstes Sonnenwetter = wir machten „Sonnenbaden“ am Waldhang; ich las damals viel in meinen schönen 9 Beethoven-Symphonie-Taschenpartituren, die mir dann im März nach der Gefangennahme in Müllenbach der MP-Gangster mit der Tasche aus der Hand riß. –

Aber kaum hatte ich das Gasthaus verlassen, als es stärker zu regnen anfang. Ich trat noch kurz in die Dorfkapelle am Weg ein; damals, im März 45, fand ich nicht einmal die Zeit, sie mir von innen anzusehen. Das war mir seitdem immer ein stiller Vorwurf gewesen. Nun, am Tages meines Abschiedes von Hohenleimbach, wollte ich die Kapelle doch noch einmal aufsuchen. Es war ein ganz kleiner ärmlicher Raum mit einer winzigen Empore im Westen, einigen grellbunten, ziemlich

Nürburgring: „Karussell“ mit Nürburg

Der Bus, mit dem ich eigentlich nach Adenau fahren wollte, geht nur mittwochs. Ich muß also versuchen, (zu Fuß) den Bus bei Hohe Acht nach Adenau zu erreichen. Ich tippele die ca. 5 Kilometer zum Restaurant Hohe Acht – immer gegen Wind und Regen. Bald ist mein Sommermantel naß, bald auch Hose und Schuhe. Bei solchem Wetter brauchte man einen richtigen Regenmantel. Bei sehr schlechtem Wetter, heftigem Wind und strömendem Regen ging ich nun denselben Weg, der uns im März 1945 in die Gefangenschaft führte; aber ich ging ihn doch fröhlich, denn die Zeiten waren vorbei: ich war kein Gefangener mehr, ich konnte gehen, wohin ich wollte, und kein Stacheldraht mit MG-Türmen erwartete mich. Ich war heil aus dem Inferno des 2. Weltkrieges herausgekommen und allein das war Grund genug, fröhlich zu sein.

Ich kam auf dem Höhenweg zu dem Hotel „Hohe Acht“ und dachte daran, wie es hier aussah am 9. März 1945: umgestürzte Wagen mit Soldatengepäck, schräg im Straßengraben liegende LKWs mit herausgerissenen Tonnen voller Margarine, Marmelade, Schmalz, Kartons mit zigtausenden von roten Zigarettschachteln: zertreten, zerstampft, überfahren. Die Straße war übersät mit militärischen Ausrüstungsstücken: Waffen, zerbrochene Gewehre, haufenweise MP-Munition, MG-Munitionsgurte – dazwischen wieder Bauernwagen mit



geschmacklosen Heiligenbildern. Alles sehr vernachlässigt und verstaubt. Vor dem kleinen Altar mit 2 blaßrot bemalten Holzfiguren hängt ein Glockenstrang herab, der zu der kleinen Glocke im Dachreiter führt. Die zwei kleinen bunten Glasfenster sind stark mitgenommen – vom Krieg? Ein paar rohe, hölzerne Kniebänke stehen im Halbdunkel. –

Oben, auf der Chaussee Richtung Adenau, beschließe ich, nicht mehr zum Forsthaus Flaghardt ins Tal herabzusteigen, denn nun regnet es in Strömen.

Flüchtlingsgut: Bettzeug, Kommode, sogar eine Standuhr darauf. Ein tolles Durcheinander, noch in den Strängen lag ein totes Pferd mit gen Himmel gestreckten Beinen. –

Der Spuk von damals verschwand vor meinen Augen: Jetzt lag wieder eine saubere, ordentliche Chaussee vor mir im blanken Regen. –

Durchnäßt ziehe ich leise singend vorbei an Schluchten und Höhen: dieselbe Straße. Damals führte sie mich ins Field-Hospital der Amis im Nürburgring-Hotel, Müllenbach – Trier – Stenay – Rennes und so weiter von einem POW-Camp ins andere.

Und heute führte diese Straße mich zurück in die Sommerfrische in Zell an der Mosel. Im Hotel

„Hohe Acht“ trocknete ich etwas meine Kleidung, fuhr dann mit dem Bus nach Cochem und war mit der Bahn abends gegen 8³⁰ Uhr wieder in Zell bei meinem Quartierwirt, dem Weinbauer Maylan, der schon eine Flasche 1953ger „Schwarze Katz“ für mich bereitgestellt hatte von seinem „Ley“ = Weinberg.



Dies wurde ein langer Schrieb. Aber Du magst ja gerne etwas mehr lesen als eine Postkarte.

Ich denke an Dich und die Kleinen

Es küßt Dich (in absentia) Dein Manno

Ein Patenbrief

Lieber Patenjunge!

18. März 1962

Liebe Eltern und Anverwandten!

Wir vermissen heute in unserem Kreise vier liebe Anverwandte: Großmutter, die Eltern Adolf und Marie Kern und unseren Bruder Adolf Kern. Alle diese 4 Menschen starben eines unnatürlichen Todes. Großmutter wäre jetzt 75 Jahre, unser Vater 84 und unsere Mutter 77 Jahre alt. Unser Bruder Adolf, der am 11. März Geburtstag hatte, wäre jetzt 54 Jahre alt geworden.

An diesem Tage, von dem an Du zu den Erwachsenen zählst und durch Deine Aufnahme in die Kirchengemeinde die gleichen Rechte erhältst, scheint es an der Zeit, daß ich als Dein Patenonkel, der an Deiner statt vor 15 Jahren das Glaubensbekenntnis bei der Taufe ablegte, Dir ein Wort des Grußes und der Mahnung mit auf den Weg gebe. Was ich Dir zu sagen habe, möchte ich unter eines der Gebote stellen, und zwar unter das 5. Gebot: „Du sollst nicht töten!“, genauer übersetzt aus dem Hebräischen: „Du sollst nicht morden!“

Wahrscheinlich werdet Ihr alle zurückprallen vor diesem Wort und denken: „Was soll dieses Gebot hier? Dieser gutartige und

bescheidene Junge ist doch gewiß nicht der Typ, auf den ein solch schweres und hartes Gebot gemünzt sein kann!“

Lieber Patenjunge, Du hast im Luther-Katechismus gelernt, – in der Erklärung zum 5. Gebot –: „Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir unsern Nächsten an seinem Leibe keinen Schaden noch leid tun, sondern ihm helfen und fördern in allen Leibesnöten.“

Hier ist also vom Nächsten die Rede, von demselben Nächsten, den Jesus auch anspricht, wenn er die schwere Forderung aufstellt: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch hassen!“

Deine Eltern sind in diesen Wochen in dem schweren Konflikt, ob sie Euren Bruder zu einer staatlichen Institution geben sollen, bei der er 18 Monate lang u. a. darin unterwiesen wird, wie man Menschen tötet. Wenn im bürgerlichen Leben ein Mensch einen anderen Menschen umbringt, der ihm meist bekannt ist und den er haßt, dann verhängt der Staat über den Mörder die höchste Strafe – lebenslänglich Zuchthaus – weil es – Gott sei Dank – noch keine Todesstrafe wieder bei uns gibt. Hat der gleiche Staat aber Auseinandersetzungen mit anderen Staaten, dann kommandiert er – bei Nichterfüllung Todesstrafe! – seine eigenen Bürger dazu, möglichst viele

Alexander Kern 1962

Menschen der „Gegenseite“ umzubringen, ja, bei Erfolg belobt, befördert und dekoriert er seine Bürger noch dafür, sinnigerweise mit dem Kreuz, dem Zeichen der christlichen Nächstenliebe. Der Staatsbürger wird also belohnt, wenn er Mitmenschen ermordet, die ihm gar nichts getan haben, ja, die er noch nicht einmal persönlich kennt.

Dein Vater, dein Onkel und ich haben diesen Mißbrauch gut denkender Menschen zu niedrigen Zwecken leider jahrelang im 2. Weltkrieg mitansehen und gezwungenermaßen mitmachen müssen – sonst hätte man uns erschossen, so wie es anderen Tausenden gegangen ist. Ich für mein Teil war beim Sanitätsdienst und brauchte wenigstens nicht auf Mitmenschen zu schießen. Schlimmer als Gefangenschaft aber und Verlust aller Habe war für uns alle die Erkenntnis, daß man uns in übelster Weise betrogen hatte. An einem Beispiel, das ich auf einem HVP in Rußland erlebte und das mich entscheidend beeinflusste, will ich Dir klar machen, warum ich das sinnlose gegenseitige Morden für Wahnsinn und gegen Gottes Gebot halte.



In dem schweren Kriegswinter 1942–43, in dem die Deutschen furchtbare Verluste hatten, arbeitete unser HVP-Zug in einem Bauerndorf in der Nähe von Rshew im Mittelabschnitt. Wir versuchten, bei einer Kälte von über -30° in elenden Bauernhütten an den pausenlos eingelieferten Verwundeten zu retten, was noch zu retten war. Wir haben allein auf diesem HVP über 600 Verwundete versorgt. Es war damals so, wie es Peter Bamm in seinem Roman gegen den Krieg „Die unsichtbare Flagge“ formuliert hat: „Mit einem Höchstmaß an technischem Können und minutiöser Präzision wurden an der HKL Menschenleben zerstört, die auf dem HVP, nur 2 km dahinter, mit demselben technischen Raffinement des Sanitätsdienstes wieder zusammengeflickt wurden.“

Schon dieser Satz erweist die Sinnlosigkeit des Ganzen.

Bei uns auf dem HVP wurde nachts gegen 2 Uhr ein ganz junger Soldat auf einer Trage halb erfroren eingeliefert. Eine Tellermine, auf die er beim Vorgehen getreten war, hatte ihm einen Arm und ein Bein ganz zerschmettert. Tellerminen, diese heimtückischen Mordinstrumente, wurden vor allem durch Pioniereinheiten verlegt.

Dr. Bügge, unser 1. Chirurg, ging in seiner stillen und feinen Art zu dem Verwundeten, der mit großen ängstlichen Augen zu ihm aufblickte. Mit einem Blick übersah der erfahrene Stabsarzt, daß keine Hoffnung war, dem Jungen die Gliedmaßen zu erhalten. Wir stellten fest, daß der Verwundete 18 Jahre alt war, also knapp 3 Jahre älter als Du jetzt.

Als Dr. Bügge mit ruhigen und vorsichtigen Worten versuchte, dem Verwundeten klarzumachen, daß wir, sollte sein Leben überhaupt erhalten bleiben, ihm Arm und Bein ganz abnehmen mußten, brach der junge in einen Verzweiflungsschrei aus: „Herr Doctor, warum das? Ich bin doch bis jetzt um mein Leben betrogen: HJ und Schule, Notabitur, dann sofort zum Arbeitsdienst, anschließend Wehrmacht-Ausbildung und jetzt, nach 14 Tagen Frontdienst, diese Verwundung! Warum das alles, Herr Doctor? Ich habe ja noch gar nicht gelebt und soll jetzt ein elender Krüppel sein?“ Aufschluchzend drehte sich der arme junge Mensch zur Seite und weinte. Er schämte sich seiner Tränen, weil man ihn erzogen hatte zur Härte gegen sich selbst und gegen andere, deren Leben er gering zu achten gelernt hatte. Damals wurde diese starre und unmenschliche Haltung fundiert mit den



Dr. Bügge

üblichen nationalen Phrasen wie „Verteidigung des Vaterlandes“ – dabei hatten deutsche Machthaber den Krieg angezettelt! –, „Ewiges Deutsches Reich“, „Heldentum“, „unsterblicher Ruhm“ und „Nie endender Dank des Vaterlandes“.

Im 1. Weltkrieg war Dein Großvater, unser Vater, Dr. Adolf Kern, unter ähnlichen Phrasen vom Staat in den gleichen Wahnsinn geführt worden. Er endete in den Garben eines englischen Maschinengewehrs vor La Bassée in Flandern am 12. April 1918. Wäre er damals nicht vom Staat in das Maschinengewehr getrieben worden, dann säße er vielleicht hier in unserer Mitte, ebenso wie Deine Großmutter, die auch keines natürlichen Todes starb. Sie starb viel zu früh aus Kummer über den Verlust des Mannes, der im 1. Weltkrieg, und ihres ältesten Söhnes, unseres Bruders Adolf, der im 2. Weltkrieg unter ähnlichen Bedingungen starb: Im Februar 1944 wurde er vor Witebsk im russischen Mittelabschnitt als frontunerfahrener Kraftfahrer in eine Lücke der Front geworfen und kam darin um; 14 Tage später war die Stadt Witebsk doch in russischer Hand. Bruder Adolf wurde damals als vermißt gemeldet, aber selbst bei den Vermißtenmeldungen wurde damals gelogen.

Ich weiß das von einem mir befreundeten Divisionsschreiber: Es dufte nur immer eine gewisse Zahl täglich als gefallen gemeldet werden, damit die Quote nicht zu hoch wurde. Der Rest wurde dann als vermißt gemeldet. Da blieb ein wenig Hoffnung!

Unsere Mutter, Deine Großmutter, wurde dann nach dem 1. Weltkrieg in den zwanziger Jahren vom Staat dafür bestraft, daß man ihr den Mann weggeschossen hatte: Gegen 1930 wurde laufend die staatliche Unterstützung unserer Mutter, die ihr zustand für Vaters Tätigkeit als Studienrat und als Offizier im Krieg, immer mehr verkürzt, gerade in der Zeit, als wir Kinder in der Berufsausbildung waren. Es wurde in dem 1. und 2. Weltkrieg schrecklich viel geredet vom Dank des Vaterlandes für die Opfer der Kriege – die Wirklichkeit sah anders aus: wir Kinder der Hingemordeten haben diesen Dank am eigenen Leibe gespürt, ich sehe noch unsere Mutter eines Tages weinend am Tisch eitzen, weil sie einfach nicht weiter wußte nach einer Notverordnung des Herrn Brüning, die natürlich besonders die armen wehrlosen Kriegerwitwen traf. Fragt einmal die jetzigen Kriegerwitwen, fragt einmal Lisa Rohde-Mielke: Sie werden euch erzählen, daß sie um die ihnen zustehenden Unterstützungen beinahe betteln müssen auf den Ämtern!

Seit dem Ende des 2. Weltkrieges ist durch die Einführung der Atomwaffen die Sinnlosigkeit gegenseitiger Kriege noch sinnfälliger geworden. Jetzt gilt noch mehr als früher, daß es überhaupt keinen stichhaltigen Grund geben kann, der das Verbrechen eines Krieges rechtfertigen könnte.

Ich glaube, daß jeder unter uns Kriegsteilnehmern, der den Krieg so schrecklich erlebte wie ich und den Gott (oft gegen jede Wahrscheinlichkeit) bewahrte – vielleicht, damit wir uns für eine Änderung der Gesinnung einsetzen könnten – alles ablehnt, was dem Kriege dient and auch alles, was die Ausbildung mit Mordwaffen betrifft, so schön schmackhaft and „national“ sie auch getarnt wird!

Hüten wir uns aber zu behaupten, es wäre Gottes Wille gewesen, dieses Blutvergießen der Weltkriege; das wäre wohl ein sehr irdischer Gott, nein, die Menschen unguten Willens haben diese Verbrechen auf dem Gewissen – hoffentlich, manche hatten überhaupt keines, das wissen wir heute! Jeder einsichtige Staatsmann weiß, daß vor allem der 2. Weltkrieg durchaus hätte vermieden werden können und nur der abgründige Ehrgeiz u. a. eines Hitler dazu getrieben hat. Millionen Opfer könnten heute noch leben!

Nach dem 2. Krieg faßte die unter Aufsicht der Feindmächte zusammengetretene deutsche Verwaltung, sprich „Regierung“, den logischen Entschluß, jeden Waffendienst in Deutschland zu verbieten; dieser Punkt wurde auch in der Verfassung von 1949 festgelegt. Leider dauerte dieser begrüßenswerte Zustand kaum ein paar Jahre: Anfang der fünfziger Jahre ordnete, ja, befahl die englische Regierung (dieselbe, die die deutschen Soldaten mit allem möglichen Dreck beworfen hatte), es müßten in Deutschland wieder Truppenkontingente aufgestellt werden, ja, der Wehrdienst wieder eingeführt werden.

Der Grund dafür ist nach Ansicht sogar englischer Schriftsteller wie Grenfell u. a. der, daß England Kanonenfutter braucht, um sich bei einem eventuellen Angriff der Russen hinter den Kanal zu retten, dasselbe Betrugsmanöver, wie sie es 1940 mit den Franzosen bei Dünkirchen getrieben haben. Dafür wären also im Grunde die Soldaten da, die die deutsche Regierung unter dem Kommando der Engländer, unserer Feinde, ausbildet. Ich glaube, jeder deutschen Mutter sollte ihr Kind für eine solche Aufgabe zu schade sein.

Bitte entschuldigt die langen Ausführungen.

Mein Grußwort an Dich lautet: Freuen würde ich mich, wenn Du in Deinem Leben Dich einsetzt für die Verbreitung deutscher Geisteswerte, seien sie dichterischer oder musikalischer Art: Der geistige Imperialismus des Deutschtums hat bereits große Teile der Welt auf vollkommen friedlichem Wege erobert; man denke an die Stellung eines Kant, eines Goethe oder eines J. S. Bach in der Welt der Gebildeten. Nicht freuen würde es mich, wenn Du Dich dem politischen Imperialismus, dem Revanche-Gedanken usw. verschreiben würdest, denn dann würden wir noch in Deiner Generation bei einem 3. Weltkrieg landen und mit diesem unsere sämtlichen geistigen Güter und auch das Leben einbüßen.

Möchtest Du im Sinne des 5. Gebotes in jedem Menschen der Erde Deinen „Nächsten“ sehen, der Dir anbefohlen ist von Gott, daß Du „ihm helfest und förderst in allen Leibesnöten!“

Alexander Kern

An den Prüfungsausschuß für Kriegsdienstverweigerer beim Kreiswehrrersatzamt Detmold

Bad Salzuflen, d. 25. Oktober 1978

Sehr geehrte Herren!

Als Ergänzung zu dem Antrag meines Sohnes Andreas übersende ich dem Prüfungsausschuß in Detmold meine Stellungnahme zu dieser Frage.

Ich bin Kirchenmusikdirektor und als solcher Beamter der Evangelisch-Luther. Kirche; deshalb stehe ich schon vom Beruf her in einer viel umfassenderen Gemeinschaft (des Glaubens), als es einzelne Nationen sein können. Darüber hinaus habe ich im 2. Weltkrieg sechs Jahre lang als Sanitätsfeldwebel in ganz Europa und in der Gefangenschaft soviel Elend, Wunden, Tod und Zerstörung miterlebt, daß ich voller Überzeugung den Satz unterschreibe,



Alexander Kern 1978

daß es keinen wie auch immer gearteten Grund geben kann, der das Verbrechen eines Krieges rechtfertigen könnte.

Es ist nur natürlich, daß mein Sohn Andreas mir das abgenommen hat, was ich ihm an Tatsachen berichtete:

- Sein Großvater, Dr. phil. Adolf Kern – gefallen 1918 in Frankreich;
- sein Onkel, der Bruder seines Vaters, Adolf Kern – gefallen 1944 in Rußland;
- sein Onkel Karl Will – gefallen 1942 in Rußland;
- sein Onkel Erich Kaeser – gefallen 1945 in der Slovakei – –

sie alle wurden im 1. und 2. Weltkrieg vom deutschen Staat in den Tod geschickt.

Die Großmutter von Andreas, Marie Kern geb. Flemming, Witwe des Gymnasialprofessors Dr. A. Kern (s. o.), wurde nach dem 1. Weltkrieg dafür bestraft, daß man ihr den Mann weggeschossen hatte, indem man ihre kümmerlichen Hinterbliebenenbezüge für sich und ihre vier Kinder noch bis 1932 ständig kürzte. Im 2. Weltkrieg tötete man dann ihren ältesten Sohn, Adolf. Deshalb starb sie schon früh: aus Kummer und Erschöpfung.

Der „Dank des Vaterlandes“ für diese wahren Opfer des Krieges hat in unserer Familie einen sehr schlechten Klang.

Andreas kennt auch das traurige Los der Kriegerwitwen Will und Kaeser (s. o.), die nicht nur ihres Mannes beraubt, sondern – durch das Versagen des deutschen Staates – auch noch um ihre Heimat, ihre Wohnung und ihre Berufseinkünfte betrogen wurden und als Flüchtlinge durch das Rest-Deutschland irrten – – – ein Los, das auch uns, seine Eltern, traf, die wir vor dem Kriege in Lauenburg/Pommern Beruf und Wohnung hatten.

Über diese persönlichen Erlebnisse in der Familie hinaus ist Andreas von früher Jugend an aus seinem Elternhaus die Stellungnahme zum Kriegsdienst von christlicher Sicht her bekannt, die mit kurzen Worten besagt: Waffen sind kein wirklicher Schutz gegen „weltliche Feinde“. Waffen bringen nur Tod, sie vernichten Mitmenschen, den Nächsten; Waffen schaffen keinen wahren Frieden, nur Grabesruhe. Diese Tatsache ist schon vor 2000 Jahren durch das Wort Christi bestätigt: „Wer das Schwert nimmt, der soll durch das Schwert umkommen.“ Das Ziel einer christlichen Erziehung muß sein: in jedem Menschen den „Nächsten“ zu sehen, wie es das Neue Testament fordert. Nur dann, wenn in der Welt endlich damit begonnen wird, Mordwaffen nicht mehr als „ultima ratio“

der „Verständigung“ mit anders Denkenden anzusehen, wird man der Forderung Christi gerecht.

Das Taufgelöbnis jedes Christen beinhaltet das Versprechen, sein Kind im christlichen Glauben zu erziehen. Es ist nicht anzunehmen, daß die Bundesregierung – und diese steht doch mit dem Grundgesetz auf dem Boden der christlichen Gebote! – Eltern zwingen will, ihr Taufgelöbnis zu brechen, nur weil sie, die Regierung, heute den Wehrdienst für richtig hält, den sie 1949 im Grundgesetz, noch unter dem unmittelbaren Eindruck des Völkermordes und der Zerstörungen des 2. Weltkrieges, vollkommen abgelehnt hat.

Mit freundlichen Grüßen, Alexander Kern

Andreas Kern

21. 10. 1978

An den Prüfungsausschuß für Kriegsdienstverweigerer beim Kreiswehersatzamt Detmold

Begründung des Antrags

Das Leben des Menschen ist sein von Menschenhand unantastbarer Besitz. Diesen Besitz zu würdigen ist unabding-

barer Grundsatz meines Glaubens, der sich seit meiner frühen Kindheit gebildet hat. Ich bin in einem christlichen Elternhaus aufgewachsen; in meiner Erziehung stellten meine Eltern das fünfte Gebot und die neutestamentliche Lehre der Nächstenliebe durch ihre persönlichen Erfahrungen der Grauenhaftigkeit und Sinnlosigkeit militärischer Auseinandersetzungen gegenüber. Mein Grossvater fiel 1918, drei meiner Onkel im Zweiten Weltkrieg. Aufgrund des Leids, das die Folgen der Kriege über meine Familie gebracht hat, und meiner religiösen Überzeugung macht es mir mein Gewissen unmöglich, die Möglichkeit der Tötung eines Menschen in Betracht zu ziehen.

Die Tötung von Menschen ist Bestandteil des Auftrags der Bundeswehr, den sie im Verteidigungsfall durchzuführen hat. Dies war mir bekannt, als ich eingezogen wurde und vom 1. 7. 1973 bis zum 30. 9. 1974 in Itzehoe meinen Wehrdienst ableistete. Die Diskrepanz zwischen meiner religiös-ethischen Überzeugung und dem Auftrag der Bundeswehr hat mich damals wie heute belastet. Damals schloss ich den Kompromiss, mich in eine Sanitätseinheit einziehen zu lassen, um ebenso wie mein Vater im Zweiten Weltkrieg und mein Bruder fünf Jahre vor mir in der Bundeswehr als Sanitäter eher zur Erhaltung von Menschenleben als zu deren Vernichtung beizutragen. Aber auch die Sanitäter werden an der Waffe

ausgebildet. Der Dienst an der Waffe änderte nichts an meiner Überzeugung. Nach wie vor steht für mich fest, dass ich im Ernstfall nicht auf Menschen schiessen würde. Dies würde Befehlsverweigerung bedeuten.

Dieses Missverhältnis zwischen meinem Wehrdienst und meinem Gewissensentscheid, das damals ohne Lösung bestehen blieb, kann ich zum jetzigen Zeitpunkt nicht mehr tragen. Es ist mir heute nicht möglich, als potentielles Mitglied eine Institution zu unterstützen, die bereit ist, im Verteidigungsfall Menschenleben zu opfern. Es gibt keinen Fall, der eine bewaffnete Auseinandersetzung zwischen Staaten vertretbar macht. Ich kann die Tatsache des Bestehens der Bundeswehr nur tolerieren in einem Staat, der mir das Recht gibt, mich aus Gewissensgründen von ihr zu distanzieren.

Andreas bekam am 26. Februar 1979 den Bescheid, dass er als Kriegsdienstverweigerer anerkannt wurde.

Kriegskameraden

Alphabetische Liste der von Alexander Kern erwähnten Soldaten aus seinem Umfeld in den Kriegsjahren bis zum Ende seiner Gefangenschaft. Da er die Kameraden nicht systematisch beschrieben hat, sind die Informationen über sie unterschiedlich ausführlich. Zwei Namenslisten von Kerns Sanitätskompanie sind erhalten, zusätzliche Namen finden sich in Dr. Bügges Tagebuch und im Fotoalbum mit Bildern der Sanitätskompanie. Beim massiven Bombenangriff auf den HVP Château Monthuchon / Normandie am 24. Juli 1944 starben 13 Soldaten der Einheit (unten **rot markiert**) – Alexander Kern hat diese Namen in der Liste besonders gekennzeichnet.

Namen, die Kern in seinem eigenen Text nicht erwähnt, sind durch die braune Farbe erkennbar.

Rang	Name	Zivil	Funktion
OGfr	Ebbe Ahlgrimm	Dargun, Kreis Malchin	Unsteriler Helfer
StFw	E. Anklam	Gewohnheitstrinker, Schaffner bei der Reichsbahn (Bremen-Cuxhaven)	„Spieß“ Kompanietrupp
Legionär	Askerow		Pferdehalter
	Bartelt		OL Warschau-Wawer
	Friedrich Baumann		Pfleger † 14. 7. 1943 Schebelinka/Ukraine bei einem Feuerüberfall schwerer Artillerie
	W. Berg		† bei den Rückzugsgefechten vom Donez zum Dnepr 7/8 1943
	Hans Berninger		† 9.39 in Polen
Gfr	Ernst/Hans Beyer	Tischler, 21 Jahre	Kompanietischler, zimmert die Grabkreuze † 24. Juli 1944

Fw	Heinz Bialonski	Greifswald, Rogerberstraße 22, Student der Medizin, fünfmal verwundet. EK I.	
StArzt	Dr. Bienwald	Chirurg (kam 1944 zum 2. Zug als Ersatz für Dr. Bügge)	1. Zug Zugführer 2. Zug 10/1944–3/45
Uffz	Erich Bischoff		† 24. Juli 1944
	Bradke		OL Warschau-Wawer
OGfr	Brogin		Fahrer
StArzt	Dr. Gustav Bügge	Gynäkologe im Elisabeth-Krankenhaus in Stettin	Zugführer 15. 5. 1942 – 20. 10. 1944
Gfr	E. Cholm (Kolm)	Sattler aus Prenzlau, 45 Jahre, verheiratet, vier Kinder	† 24. Juli 1944
Uffz	Eddi Dallmann	Schneider aus Gollnow, Stettinerstr. 40	Instrumenteur, stellvertretender Zugfeldwebel
Uffz	Dammköhler		OL Warschau-Wawer
Gfr	Dauer		Krankenträger
OGfr	Debus	Arolsen bei Kassel	Verpflegung
	Bernd Degenhard		† bei den Rückzugsgefechten vom Donez zum Dnepr 7/8 1943
Gfr	Delatre		
Uffz	Dettmann		
OGfr	Deutschmann		Apotheke
OGfr	Herbert Dieckhoff	Friseur aus Deutsch-Krone, verheiratet	Steriler Helfer / Entgiftungstrupp † 24. Juli 1944
UArzt	Dinkel		
OGfr	„Seppi“ Draws	Sektionsgehilfe aus Gotenhafen, halber Pole, wechselt sprachlich oft ins Polnische	Steriler Helfer
	Willi Ewald		† 11. 12. 41 Puschkin
Gfr	Faber		Narkose

OGfr	Willi Fischer	Lorch am Rhein, Hermann-Göring-Straße 60	Pfleger † 7. 43 Krasnograd (Kradunfall)
OGfr	Werner Fleischfresser	Schneider aus Stettin, Hühnerbeinstraße, deshalb genannt „Hühnerbein“	Unsteriler Helfer
StArzt	Franke		1. Zug
	Fritz		Zahlmeister 1942
Gfr	Fuchs		Truppenarztschreiber
OStArzt	Joseph Gebhardt	Berufssoldat, Majorsrang	Kompaniechef ab 14. Juni 1943
Gfr	Georg Gluth		Elektro/Röntgen/ Beleuchter
OGfr	Granney		
OGfr	Groth		Küche
OGfr	Max Gründel		Zeltkamerad La Hulpe Gefangenenlager
OGfr	Haase		Apotheke
Gfr	Eugen Hagen		MG-Truppe
StArzt	Dr. Hansen		Stellvertretender Zugführer Kompanietrupp
Apo.	Dr. Haumüller		Feldapotheker
StArzt	Hayers		1942
Gfr	Friedrich Heise	Friseur aus Groß Tychow, genannt „Balletto“, Schnottermaul / große Schnauze, „eine Art Schwejk“	Zahnarzt-Helfer
	Helmschmidt		Zeltkamerad La Hulpe Gefangenenlager
UArzt	Hoch		
Soldat	Erich Hohnberg		MG-Trupp
	Holzerland	Lehrer aus Rostock, Pedant	Unsteriler Helfer
OGfr	Jassmann		Pfleger
OGfr	Jerke		Krankenträger / MG-Trupp

Gfr	Kaiser		Kraftfahrer † 24. Juli 1944
	Kalow		OL Warschau-Wawer
Soldat	Heinz Kares	Abiturient aus Düren/Rheinland	Narkosehelfer † 12. 7. 1943 Schebelinka/ Ukraine
Legionär	Karimow		Pferdehalter
Fw	Alexander Kern	Lauenburg/Pommern	Zugfeldwebel, Instrumenteur
Uffz	Kirchner		OL Châteaulin 1944
Uffz	Heinz Kleinke	Stargard, Pflaumenweg 4 Verwaltungsangestellter	Feldapothekergehilfe / Nachl. / Gasspürtrupp
Uffz	Rolf Köhn		MG-Trupp
	Körschner		OL Warschau-Wawer
AssArzt	Kortlapel		
Gfr	Hans „Kosi“ Kosinski	Student der Physik	Elektroaggregat, MG
OGfr	Franz/Hans Kothe	Kellner, 50 Jahre	Ordonnanz-Bursche des Kompaniechefs † 24. Juli 1944
StArzt	Krause		
	Kriehel		MG-Trupp
Wachtm	Krüger	Pferdeknecht aus Mecklenburg	Ausbilder in Warschau
OArzt	Dr. Kühn		Stellvertretender Zugführer
	Heinz Kunze		Zeltkamerad La Hulpe Gefangenenlager
Legionär	Kurbanow		Küche
	Adolf Lammbeck		† 16. 11. 1941 Ssinzowo/Kalinin (der 1. Tote der Kompanie)
	Lautenschläger		OL Warschau-Wawer
StArzt	Dr. Leimbach		1. San-Kompanie

	Siegfried Lenz		† 29. 12. 1941 Porog. Goroditsche
	Fritz Lessentin	Feinkosthändler aus Stettin, ein ordentlicher, trockener Kaufmannsgehilfe	Aufnahme
Uffz	Bruno Marquardt	Fleischermeister aus Stettin, 46 Jahre, grober Charakter	Koch, Schlachter † 24. Juli 1944
AssArzt	Dr. Maschke		Kriegszahnarzt
OberstA	Dr. Mayer		III/607
StArzt	Dr. Meinert		1941 in der Kompanie
Uffz	Menke	Dortmund, Alexanderstraße 28	Abtr. / MG-Trupp / Entgiftungstrupp
OGfr	Meyer		Pfleger / Gasspürtrupp
OGfr	Michels		Unsteriler Helfer
OberstA	Dr. Mittlich	Kennen gelernt in Bagnoles, dann Saint-Quentin	
Fw	Arno Mokroß	Schornsteinfegermeister aus Gollnow/Vorpommern, sportlich, balanciert barfuß auf Dächern	Narkotiseur
Major	Moll		943. Division
	Mühlenbeck		Feldapotheker
Gfr	Müller		Entgiftungstrupp
OGfr	Herbert Müller		Wagen II/2 Apotheke
	Friedrich Münchow	Bäckergeselle aus Köslin	Feldapothekergehilfe
Legionär	Mustafaew		Küche
OGfr	Nagel		Unsteriler Helfer / Apotheke
OGfr	Nestler	Schwarzenberg	Beleuchter / MG-Trupp / Gasspürtrupp
OGfr	Neutmann		Wagen II/6 Verpflegung
	Neuber		Zeltkamerad La Hulpe Gefangenenlager
	Berti Niehoff		† 7. 41 in Frankreich – ertrunken [?] in der Gironde

	Karl Ninnemann		† bei den Rückzugsgefechten vom Donez zum Dnepr 7/8 1943
	Bruno Obert		Gefallen 9/39 in Polen
StArzt	Dr. Oellerich		Kompaniechef 1940/41/42
OGfr	Pirk		Aufnahme
OGfr	Plenz		Pfleger
	Preuß		Zahlmeister
Uffz	Rafoth	Roga, Post Staven/Mecklenburg	Aufnahme
Legionär	Rahimow		Wagen II/8 Küche † 24. Juli 1944
Legionär	Raihimow		Wagen II/1
Gfr	Kurt Reichl	Odenborg, Südb. Katholischer Geistlicher	Aufnahme / OP-Krankenschreiber
Uffz	Reimann		Feldlazarett
OGfr	Reese		Entgiftungstrupp
OGfr	Reetz		Wagen II/5 Wsch.Ger.
OGfr	Hans Rugenstein	Student der Mathematik, 20 Jahre	Elektro/Röntgengerät † 24. Juli 1944
	Conrad Ruschlank		Zeltkamerad La Hulpe Gefangenenlager
	K. Santas		Zeltkamerad La Hulpe Gefangenenlager
Fw	Schenke		† 24. Juli 1944
	Scheppokal	Bruder des Armeearztes	Chefarzt Kriegslazarett Bagnoles
Uffz	Schöps		OL Châteaulin 1944
StArzt	Dr. Schmeer		1942
AssArzt	Schneider		
OGfr	Schneider		Wagen II/7 Beleuchtung

Gfr	Schröder	Lauenburg, Friedrichstraße 41	Pfleger
OGfr	Schwarz	Itzehoe, Feldschmiedekamp 26	Krankenträger / Entgiftungstrupp
	Sebastiany		Zeltkamerad La Hülpe Gefangenenlager
Gfr	Spieß	Schweinfurth Niederwerrnerstr.3	OP-Schreiber
Gfr	Starck		Apotheke
OGfr	Stolz		Handwerker / Gasspürtrupp
Legionär	Suleimanow		Spitzenreiter
	Hermann Terborg		22. 6. 1941 in Russland vermisst und für tot gehalten; Rückkehr aus der Gefangenschaft 1948
Fw	Tesch		† 24. Juli 1944
Gfr	Thiesen		
OGfr	Tornehl		Handwerker / Entgiftungstrupp
OGfr	Tredup		Meldereiter
OGfr	Trummer		Küche
	Paul Tschirr	Schmolsin/Stolp in Pommern	† 26. 7. 1944 La Guerie/Coutances
OGfr	Vierkant		Fahrer Wagen II/4 OP
AssArzt	von Hagen		Kompanietrupp
	von Kintzell		Divisionsarzt
	Dr. Wangerin		
OGfr	Wendt	Marlenwerder	Fahrer Wagen II/3 Apotheke
OGfr	Friedrich Winter		Pfleger / MG-Trupp
OGfr	Wittmütz		LKW Apotheke
	Wolf		OL Warschau-Wawer
Uffz	Conrad / Konrad Wörpel	Landwirt, 25 Jahre, bei seinem Tod verheiratet seit 3 Wochen	† 24. Juli 1944

	H. Wunder		Zeltkamerad La Hulpe Gefangenenlager
Uffz	Hans Wundschock	Fischer aus Greifenhagen / Pommern	Apotheke
Gfr	Hans Ziethlow	Überzeugter Zivilist in Uniform, 50 Jahre	Kompanieschneider † 24. Juli 1944
Soldat	Zink		Pfleger / MG-Trupp
	Zessin		OL Warschau-Wawer
	Zahlreich		

